

Der Lübecker Volksbote erscheint am Nachmittage jeden Werktages. Abonnementspreis mit illustrierter Beilage: „Wolk und Zeit“ frei Haus halbjährlich 1.10 Reichsmark, durch die Post bezogen pro Monat 2.16 Reichsmark einschließlich Bestellgeld Einzelnummer 15 Reichspfennig

Einzelgenpreis für die neungespaltene Millimeterzelle 10 Reichspfennig, bei Verfammlungs-, Vereins-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 8 Reichspfennig. Reklamen die dreigespaltene Millimeterzelle 50 Reichspfennig. Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstr. 46 Fernsprecher: 25 351, 25 352, 25 353

Lübecker Volksbote

Tageszeitung für das arbeitende Volk

Nummer 115

Dienstag, 21. Mai 1929

36. Jahrgang

Der Freispruch Dujardins

Nach 10 Jahren Zuchthaus

Am Pfingstsonnabend wurde gegen den vor zehn Jahren wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Hilfsgendarm Dujardin im Wiederaufnahmeverfahren folgendes neue Urteil gefällt:

„Das erste Urteil des Justizburger Schwurgerichts gegen den Hilfsgendarmen Paul Dujardin wird aufgehoben. Der Angeklagte wird freigesprochen. Die Kosten werden der Staatskasse auferlegt.“

Aus dem Urteil:

Frau Jaquet und Dujardin standen vor dem Schwurgericht, das in einer eingehenden, vorurteilsfreien Verhandlung Frau Jaquet freisprach und den Angeklagten Dujardin zu lebenslänglicher Haft verurteilte. Zehn Jahre vergingen, und nun hat dieses Schwurgericht die Schuld des Angeklagten Dujardin zu prüfen. Uns trennt von den Ereignissen von damals ein Abgrund von zehn Jahren. Die damaligen Ereignisse erscheinen heute klein und undeutlich, und es bedurfte besonderer Mittel, um sie dem Gericht wieder näher zu bringen. Die Zeit hat manches in der Erinnerung der Zeugen verschüttet. Klatsch, Gerede und Parteinahme haben manche Erinnerung umgehoben. Frau Jaquet und Dujardin, wenn sie schuldig sind, werden ihren Widerstand dagegen, durchsichtig zu werden, nicht haben. Auch ihre Erinnerung muß zum Teil verflücht sein. Was in der ersten Verhandlung geschah, was aus der Haltung der Angeklagten hervorzugehen schien, ist unwiederbringlich dahin und kann nicht zurückgebracht werden. Eine neue Hauptverhandlung steht auf anderen Füßen; denn es sind hier neue Beweismittel dazu gekommen. Ein neuer Spruch aber braucht nicht zu bedeuten, daß der erste Spruch falsch oder materiell unrichtig gewesen ist.

Hierauf schildert der Vorsitzende die Einzelheiten der Mordtat. Niemand habe einen Täter gesehen oder eine Spur gefunden. Verdächtige Personen seien damals in der Gegend nicht gesehen worden. Der Verdacht richtete sich gegen die Ehefrau Jaquet und Dujardin. Die Aussagen der Frau Jaquet hätten auf ihre Zuverlässigkeit sehr geprüft werden müssen. Das Gericht habe seine Feststellungen zu Ungunsten dieser Zeugin getroffen.

„Wenn Dujardin die Tat allein begangen hätte, müßte er dafür Gründe gehabt haben. Eine Feindschaft zwischen ihm und Jaquet habe nicht bestanden. Auch sei nicht anzunehmen, daß er den Geldschrank berauben wollte. Denn in diesem Fall wäre die Verwüstung im Schlafzimmer unbegreiflich. Außerdem wäre unwahrscheinlich, daß er das Feuer vor der Tat geöffneter und das Geräusch erzeugt haben soll. Es sei auch nicht nachgewiesen, daß Dujardin die Tür des Arbeitszimmers abgeschlossen habe, um sich vor Verfolgung zu sichern.“

Das Gericht habe weiterhin die Frage geprüft, ob der Angeklagte zusammen mit der Ehefrau die Tat begangen habe. Verdächtig sei, daß Frau Jaquet die Waffe Dujardins hatte. Bei dem Einbruch sei Werkzeug zurückgelassen. Es sei erwiesen, daß Frau Jaquet sich einige Tage vor dem Mord in Justizburg Werkzeug gekauft habe. Frau

Hölzner sei des Mordes dringend verdächtig. Dafür spreche auch die Abhebung von 30 000 Mark am Tage vor dem Mord. Die Angaben der Frau Hölzner über diesen Punkt seien unrichtig. Es sei verdächtig, daß Dujardin die Täter nicht sofort verfolgt habe, aber von einem ausgesprochenen Reluktanzmoment könne auch hier keine Rede sein. Die Verdachtsmomente gegen Dujardin seien nicht geeignet zur Annahme einer Mittäterschaft.

Das Ergebnis der Hauptverhandlung, — so sagte der Vorsitzende zum Schluß, sei eine starke Belastung der Frau Jaquet und eine starke Entlastung Dujardins. Es müsse der Zukunft überlassen bleiben, ob der wahre Täter — sehr wohl könne es sich auch um einen dritten handeln — irgend einmal Reue empfinden und die dunklen Vorgänge der Mordnacht aufklären werde.

Eine Lehre mehr!

Der Freispruch des Hilfsgendarmen Dujardin kommt nicht überraschend. Er war nach dem ganzen Verlauf der Verhandlungen und dem Plädoyer des Oberstaatsanwalts zu erwarten.

Der Fall Dujardin bedeutet für die deutsche Justiz die erschütternde Lehre, den Indizienbeweis mit größter Vorsicht zu handhaben. Es darf nicht vorkommen, daß äußerst fragwürdige Vermutungen die Grundlage eines so schwerwiegenden Urteils wie im ersten Dujardin-Prozess liefern. Das Schicksal eines Menschen ist zu wichtig, als daß es einem willkürlichen juristischen Wahrscheinlichkeitsfall zum Opfer gebracht werden dürfte. Es ist viel weniger verhängnisvoll, einen Schuldigen einmal laufen zu lassen, als das peinigende Gefühl haben zu müssen, daß ein Unschuldiger verurteilt worden sein könnte. Um Justizirrtümer wie im Falle Dujardin für die Zukunft nach

Möglichkeit auszuschalten, müßte auch eine einwandfreie Voruntersuchung garantiert sein. Man konnte in den letzten Jahren — besonders bei zahlreichen schließlichen Kriminalfällen — die Beobachtung machen, daß die ersten Ermittlungen von subalternen staatlichen Organen nachlässig und verständiglos geführt wurden. Im Fall Schröder-Magdeburg verbanden sich sogar Schlämperei und politische Korruption. Diese Erfahrungen berechtigten zu der dringenden Forderung, in allen wichtigen problematischen Kriminalfällen routinierte kriminalistische Sachmänner zur Aufklärung heranzuziehen. Dabei dürfen partikularistische Hintertwählerien nicht aufkommen; es ist nun einmal Tatsache, daß der größte Teil der bestgeschulten Kriminalisten in Berlin ist. Wichtig ist, daß die Verurteilung solcher Faschleute jeweils schon frühzeitig erfolgt, wenn die Spuren noch frisch sind und die Unteruchung noch nicht durch alle möglichen Einflüsse verdunkelt werden konnte.

In einer Woche beginnt in Neustrelitz die Wiederaufnahme des Prozesses Jakubowski. Hier kann der Schaden nicht mehr forrigitert werden; die Hinrichtung des politischen Landarbeiters ist eine irreparable Justizschande. Würden die Organe der Gerechtigkeit aus dem Fall Dujardin lernen, daß der gesunde Menschenverstand immer und in jedem Fall der Paragraphenbureokratie vorzuziehen ist, so hätte der Rechtsgebende mit dem Spruch vom Pfingstsonnabend wenigstens einen vollen moralischen Erfolg davongetragen.

Dujardin wird entschädigt!

In einer nach der Urteilsverkündung vorgenommenen Beratung des Gerichts wurde beschlossen, Dujardin eine Entschädigung zuzusprechen. Dieser Beschluß wurde damit begründet, daß ein motivierter Tatverdacht gegen Dujardin nicht vorliege. Die Höhe der Entschädigung bleibt gerichtlicher Ausinandersetzung vorbehalten.

Königsberg, 18. Mai (Eig. Ber.)

In unterrichteten Kreisen verlautet, daß der Verteidiger des Hilfsgendarmen Dujardin für seinen Mandanten wegen unschuldiger Verbüßung einer fast neunjährigen Zuchthausstrafe einen Schadenersatz in Höhe von 125 000 Mark zu fordern gedenkt. Ein entsprechender Antrag soll bereits nach Pfingsten eingereicht werden.

Eckeners Fahrtbericht

Berlin, 21. Mai (Radio)

Der Führer des Graf Zeppelin ist am Sonntag nach Friedrichshafen zurückgekehrt. Er beabsichtigt am Mittwoch oder Donnerstag nach Cuers zurückzufahren. Er hofft, bis Ende der Woche das Luftschiff nach Friedrichshafen zurücktransportieren zu können. Eine Ueberquerung des Ozeans mit Graf Zeppelin kommt nicht in Frage, solange die Ursache der Schäden nicht einwandfrei festgestellt wird.

Im Verlaufe eines Empfanges der Pressevertreter äußerte sich Dr. Eckener: „Ich bin nach Friedrichshafen zurückgekehrt, um mit Dr. Maybach Rücksprache zu nehmen und zu beschließen, was geschehen soll. Ein klares Bild können wir uns im Augenblick noch nicht machen. Zunächst einmal muß die Frage geklärt werden, worauf die Motorpannen zurückzuführen sind. Dazu ist die genaueste Untersuchung der gebrochenen Teile notwendig.“

Auf alle Fälle kann an eine Ueberquerung des Ozeans nicht gedacht werden, bis die Ursache der Schäden einwandfrei festgestellt.

Der erste Motor geht aus

Zum Fahrverlauf selbst erklärte Dr. Eckener: „Die Strecke von Basel bis zur französischen Küste habe ich in vier Stunden zurückgelegt und mit gleich gutem Winde viererhalb Stunden später Barcelona erreicht.“

Schon kurz hinter Barcelona mußte ein Steuerbordmotor abgestellt werden, da eine Kurbelwelle gebrochen war.

Der Rückflug beschlossen

Kurz hinter den Balearen-Inseln und Kap Neo fiel dann ein zweiter Motor, wieder ein Steuerbordmotor, infolge Bruches eines Schwungradgewichts der Kurbelwelle aus. Der Bruch der Kurbelwelle hatten die Zerstörung des Kurbelgehäuses zur Folge. Eine Reparatur war infolgedessen unmöglich.

Jetzt machten wir sofort kehrt.

In schneller Fahrt erreichten wir gegen 11 Uhr abends schon wieder Barcelona. Von hier ab aber kamen wir immer langsamer vorwärts.

Der starke Mistral in der Bucht von Lyon ließ das Schiff, dessen Geschwindigkeit mit den drei Motoren noch etwa 95 Kilometer betrug, einfach nicht mehr vom Fleck kommen. Die Böen betragen etwa 90 bis 95 Stundenkilometer, und die Kraft der Motoren reichte gerade dazu, diese Windgeschwindigkeit „auszukämpfen“.

Gegen 3 Uhr nachm. näherten wir uns Valence, wo wir bessere Bedingungen vorzufinden hofften. Während dieser ganzen Zeit kam das Luftschiff langsam, aber ruhig und stetig vorwärts. Von einem Stampfen und Schlingern war keine Rede, die Passagiere nahmen alle in bester Stimmung und mit gutem Appetit das Mittagessen ein, an dem ich selbst teilgenommen habe, um auf die zahlreichen Fragen antworten zu können.

Kurz vor Valence bog ich dann nach Nordosten ab, um den Weg über Genf und die Schweiz zu nehmen. Ich habe schon geglaubt, das Schlimmste hinter mich zu haben, als kurz nach 3 Uhr plötzlich von Valence ein dritter Motor versagte.

Unter diesen Umständen und angesichts der Gefahr, daß noch ein weiterer Motor ausfallen könnte, habe ich mich zu einer baldigen Landung entschlossen.

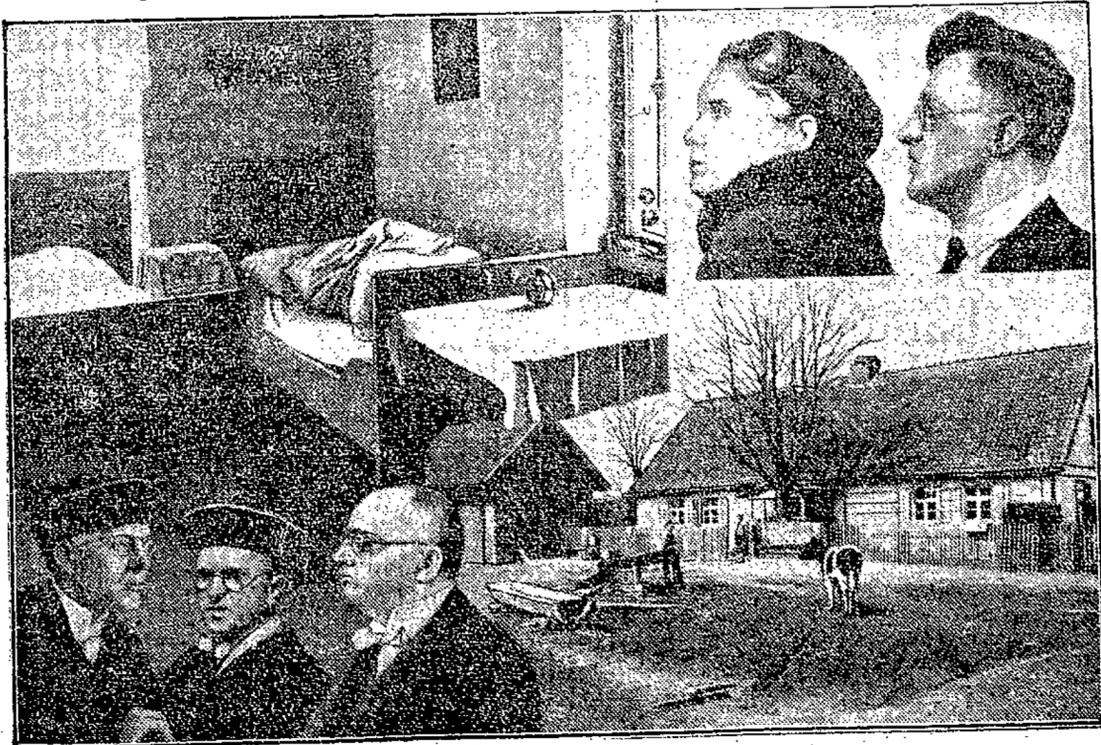
Während ich noch prüfte, wo diese Landung stattfinden sollte, wurde mir die Meldung überreicht, daß auch der vierte Motor eine Panne aufwies.

Alle vier Motoren hatten dieselben Pannen, nämlich Bruch eines Schwungradgewichts an der Kurbelwelle.

Jetzt hatte ich natürlich nur noch einen Ausweg: unverzüglich zur Landung zu schreiten.

Ich setzte mich sofort mit Lyon in Verbindung und bat um Hilfe für eine Notlandung in Valence. Ueber dem Flugplatz von Valence haben wir jedoch so kräftige Winde angetroffen, daß an eine Landung nicht gedacht werden konnte.

Ich habe das Luftschiff nunmehr in ein Seitental des Gebirges gesteuert, in dem Glauben, hier günstigere Windverhältnisse an-



Zum Urteilspruch im Dujardin-Prozess

Das Mordhaus in Klein-Rohlsifchen und das Mordzimmer, in dem der Hofbesitzer Jaquet den Tod fand. Die Hauptzeugin, Frau Vink's Jaquets Bett, rechts das Fenster, durch das der Mörder flüchtete. Oben: Dujardin. Unten (von links): der Vertreter der Anklage, Oberstaatsanwalt Eiswald — der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Sarg — der Verteidiger, Rechtsanwalt Söhnfeld.

Von Ostern bis Pfingsten Von Seipel bis Streeruwitz

zutreffen. Daher rührten wahrscheinlich auch die Fallschirmelungen, das das Luftschiff hilflos ins Gebirge getrieben worden sei. Ich bin mit voller Absicht in das Gebirgsgebiet gegangen, und hatte dabei das Schiff mit einer laufenden Maschine so vollkommen in der Hand, daß ich mich den recht hohen Bergen hindurch bis weit hinaus ins Rhonetal bis zum Städtchen Staillons gelangte.

Ich habe also den einzig möglichen Ausweg benutzen müssen, etwa 200 Kilometer bis zur Riviera zu fliegen, was denn auch mit einer Geschwindigkeit von etwa 100 Stundenkilometer mit gutem Schiebewind gelungen ist.

An den Landplatz Cuers habe ich ursprünglich nicht gedacht, da dieser ja in dem verbotenen Sperrgebiet von Toulon liegt.

Ich habe vielmehr geglaubt, in den Vorbergen der Riviera Windstille und Täler für eine Landung vorzufinden.

Erst später habe ich an die Möglichkeit einer Landung in Cuers gedacht, und ich war gerade im Begriff, eine Anfrage an das französische Luftfahrtministerium wegen einer Landung zu richten, als dieses von sich aus eine Landung in Orly bei Paris oder aber in Cuers anbot.

Von jetzt war ich ständig mit Toulon und Cuers in Funtverbinding. Ich erreichte den Flugplatz um acht Uhr nach ruhiger und verhältnismäßig schneller Fahrt. Obgleich von Toulon aus Anweisung ergangen war, nicht vor 8.30 Uhr zu landen, da die unterwegs befindlichen Landetruppen nicht früher zur Stelle sein konnten, konnten wir uns der Laune des einzigen Motors nicht länger aussetzen und schritten deshalb unverzüglich zur Landung. Nur etwa 30 bis 40 Leute der Flakmännlichkeit von Cuers standen auf dem Landungsplatz.

In dieses Feld hinein konnten wir bei völliger Windstille das Luftschiff fallen lassen und wir hatten noch genug Bremsballast, um eine sehr elegante Landung ausführen zu können. Erst als das Schiff bereits auf dem Boden war, von wenigen Leuten gut gehalten, trafen einige hundert Mann ein, die es mit sehr viel Geschick, Vorsicht und Umsicht in die Halle brachten.

50000 Personen besuchen Zeppelin

WIS. Berlin, 21. Mai

Der Einbau des dritten Erzeugmotors im Zeppelin ist gestern beendet worden. Der vierte Motor wird nur überholt werden. Mehr als 50000 Personen haben an den Pfingsttagen das Luftschiff besucht.

Verkehrsunglück bei Segeberg

WIS. Segeberg, 21. Mai

Am ersten Pfingsttag morgen versuchte die Schnellpost Hamburg-Segeberg an der Kraftpost nach Kalkenkirchen vorbeizukommen. Der Versuch mißlang. Es erfolgte ein Zusammenstoß, wobei viele Reisende, zum Teil aus Hamburg, verletzt wurden. Man brachte sie ins Krankenhaus, doch konnten die meisten bald wieder entlassen werden.

Pfingstrede Poincares

Die alte Kriegsschuldwalze

Paris, 21. Mai (Radio)

Der französische Ministerpräsident hielt am Montag in Douaumont bei Verdun eine bedeutende politische Rede, in deren Verlauf er sich u. a. mit der Wiedergutmachung befaßte. Poincare erklärte, daß man auf gegnerischer Seite versucht habe, die Kriegsschuld der Zentralmächte zu verhängeln. Die Zentralmächte hätten sich aber nicht nur darauf beschränkt, den Krieg zu erklären und dadurch jede Vermittlungsaktion unmöglich zu machen, sondern sie hätten auch das Verbrechen begangen, die belagerten Festungen zu zerstören. Nehme man an, daß die tatsächlichen Regierungen der Zentralmächte wirklich nicht den Krieg gewollt hätten, dann hätten sie allein durch ihren Gewaltverstoß gegen Belgien und gegenüber Frankreich herausgefordert. Eine gerechte Wiedergutmachung würde Frankreich alles wieder geben, was es zum Wiederaufbau verausgabt habe. Aber schon seit langem habe Frankreich auf eine so günstige Regelung verzichten müssen. Jedes Mal, wenn Verhandlungen mit den Schädigern in Gang gekommen seien, habe sich Frankreich zu Konzessionen bereitzufinden lassen im Interesse der Versöhnung und des Friedens und noch jetzt habe Frankreich die Scherenschnittkonkurrenz, die man erheben habe, zugelassen. In keinem Augenblick habe die französische Delegation die Scherenschnittverhandlungen eskaliert oder kompliziert. Sie habe lediglich daran insistiert, den Damesplan nicht gegen eine weniger sichere oder gegen eine weniger produktive Regelung aus der Hand zu geben. Frankreich wünscht im Interesse des wirtschaftlichen Wiederaufbaues der Welt — schloß Poincare —, daß eine endgültige Regelung der Reparationsfrage zustande komme, aber es wäre ungerat, wenn die Kosten für diese Regelung von Frankreich allein getragen werden müßten. Wir haben nicht das Recht, unsere Toten und unsere Kriegsschuldigen zu verurteilen zu dürfen.

Pfingsten in Paris

Es wird heftig weiter verhandelt

Paris, 21. Mai (Radio)

Die alliierten Sachverständigen sind während der Pfingstferien nicht müde geblieben. Am Montag haben sie nicht weniger als 9 Stunden zur Prüfung der französischen Vorbehalte und der Verteilung der deutschen Zahlungen verwendet. Wie verlautet, soll ein Teil der deutschen Vorbehalte und zwar die Forderung nach dem Aufbringungsmonatorium und die nach der Heranziehung der österreichischen Kassefolgebilanzen zur Schuldzahlung rundweg abgelehnt worden sein. Bei den übrigen Vorbehalten hat man sich mit einer Atonde und einigen reaktionellen Forderungen begnügt.

Hinsichtlich der Verteilung der deutschen Zahlungen scheint man vom ursprünglichen Plan wieder zum Verteilungsmaßstab von Spa zurückgekehrt zu sein. Damit jedoch die im ursprünglichen Plan begünstigten Gläubigerorganisationen, also vor allem Frankreich und England, jetzt unangenehm keine allzu empfindlichen Kompensationen zu machen brauchen, sollen sie zugunsten der übrigen eine Art Zusatzgarantie im Falle eines deutschen Rezidivums übernehmen. Gleichzeitig sind auch Rückschlüsse auf die Reparations- und Reparationsanfrage vorgezogen. Die amerikanischen Forderungen, zu denen das Weiße Haus nun doch nach den Meldungen aus Washington bereit sein soll, sollen für diese Forderung sehr wenig ins Gewicht. Es handelt sich dabei um nur geringe Summen — etwa 5 Millionen pro Jahr, die dazu jetzt schon in die Berechnungen der Sachverständigen eingerechnet sind. Voraussichtlich wird heute nachmittags noch eine gemeinsame Sitzung der Alliierten und der deutschen Delegation stattfinden.

Wien, 18. Mai

Zwei Tage nach Ostern hat Seipel im Ministerrat seine aufsehenerregende Rede gehalten, in der er vor aller Welt das Bekenntnis ablegte, daß er mit seiner Politik in eine Sackgasse geraten sei und daß ihm daher nichts übrig bleibe, als zurückzutreten. So wortreich diese Erklärung auch war, so bot sie doch keinerlei Aufschluß darüber, was wirklich vorgefallen sein mochte, um den an der Nacht so hängenden Prälaten zum freiwilligen Verzicht zu bewegen. Sieben Wochen sind seither verstrichen. Aber von Ostern bis Pfingsten ist man über die Einzelheiten, die den plötzlichen Entschluß Seipels veranlaßten, noch nicht vollkommen aufgeklärt. Man weiß nur soviel, daß nicht nur die Spannungen zwischen den Parteien, deren Wirkung Seipel an dem Massenabfall von der katholischen Kirche in einer für seine Parteigenossen deutlichen Tatsache illustrierte, sondern auch die Spannungen innerhalb der Mehrheitsparteien, ja innerhalb der christlichsozialen Partei selbst den raschen Entschluß herbeigeführt haben.

Die ganze Politik dieser sieben Wochen beweist uns, welche verbrecherisches Spiel Seipel gespielt hat, als er glaubte, mit Hilfe der Heimwehren die Sozialdemokratie einschüchtern zu können.

Nicht um einen Entscheidungskampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zwischen Christentum und Sozialismus, nicht um den Kampf um die Macht zwischen den Bürgerlichen und den Arbeitern, ja nicht einmal um einen Kampf um irgendwelche parlamentarische Machtposten handelte es sich bei Seipel, als er sich öffentlich zu den Heimwehren bekannte und ihre Aufrüstung förderte, während er zugleich durch den Einbruch seiner Polizei in das sozialdemokratische Parteihaus demonstrierte, daß er die Arbeiter entwaffnen wollte. Er wollte wahrscheinlich keinen Staatsstreich. Um Kleinliche taktische Vorteile zu erlangen, spielte er mit dem Gedanken eines Staatsstreiches. Aber so mächtig Seipel auch in seiner Partei war, so mußte es auch dem verbohresten Feinde der Sozialdemokratie im christlichsozialen Lager allmählich aufdämmern, daß die Heimwehren eine Gefahr weniger für die Sozialdemokratische Partei als für die christlichsoziale Partei selbst sein mußten. Vergebens versuchten die ohnehin schwachen christlichsozialen Arbeiterorganisationen sich vor der Umklammerung durch die Heimwehren zu retten. Sie waren die ersten Opfer der Heimwehrgewalt, die die Schwerindustrie in Steiermark geschaffen hatte. Auch die christlichsozialen Bürgermeister in den Dorfgemeinden bekamen die von der Regierung geförderte Macht der Heimwehren zu spüren. Diese „Spannung“ zwischen den Heimwehrenden und den Heimwehrenden innerhalb der christlichsozialen Partei war es, die Seipel zu seinem Rücktritt zwang.

Aber als Seipel zurückgetreten war, hatte die Gruppe, die seine Heimwehropolitik nicht mitmachen wollte, damit noch nicht gefestigt. Einen vollen Monat dauerten die Kämpfe in der christlichsozialen Partei an, ehe es gelang, sich auch nur über die Person des Bundeskanzlers zu einigen und ein Kompromiß über die Mitglieder der Regierung zu schließen. Als Seipel zurücktrat, begann er hinter den Kulissen den Kampf um seine Macht. Damals drohte der Abgeordnete Kunschak, der Obmann-Stellvertreter der christlichsozialen Vereinigung im Parlament in einer Tagung der christlichsozialen Arbeiter, wenn die Sozialdemokraten am Mieterschutz festhalten, würde man einen „Kämpfer von unbegrenzter Entschlossenheit und Tatkraft“ zum Bundeskanzler machen, und an demselben Tag unterstützte der Bundesführer der Heimwehren, Pfrimer, diese immerhin noch verhängten Drohungen mit einer unerschämten Drohung. Wörtlich jagte er auf einer Tagung der Kärntner Heimwehr in Willbad:

„Ich habe seit jeher den Marsch auf Wien gepredigt. Denn Hilfe für unseren Staat kann erst werden, wenn wir das rote Wien erobert haben. Aber die Eroberung muß reiflos sein. Sie kann nur mit der Waffe in der Faust geschehen.“

Das es den Heimwehren mit diesen Drohungen ernst war, bewiesen sie durch ihre bewaffneten Aufmärsche, die sie nun jeden Sonntag in irgendeiner proletarischen Gegend veranstalteten und die nie ohne Exzesse abgingen. Aber an den Sonntagen, an denen die Heimwehren krawallierten, wurde zugleich auch offenkundig, wie wenig diese Krawalle der Sozialdemokratie anzugunsten vermochten. Wiederholt zeigte sich, daß gerade dort, wo die Heimwehren am lautesten geredet waren, die bürgerlichen Parteien am schlechtesten abschnitten.

Und während dieses Auf und Ab gingen im Parlament die Verhandlungen — zwischen Regierungsparteien und

Opposition um das parlamentarische Arbeitsprogramm und vornehmlich um Mieterschutz und Wohnbauförderung, innerhalb der Regierungsparteien aber um die Regierungsbildung — vor sich. Die sozialdemokratische Reichsfortschrittliche hat übrigens bei aller Billigung der Verhandlungen über das Mieterschutzgesetz ausgesprochen, daß sie von dem Pakt vom 19. Dezember nicht abgehe, wonach die letzte Entscheidung über das Schicksal des Mieterschutzes nur bei den Wahlen fallen werde.

Der Kampf zwischen den beiden Gruppen der christlichsozialen Partei ist noch nicht zu Ende. Wohl ist es gelungen, ein Ministerium zu bilden, das deutlich die Spuren des Kompromisses trägt. Nachdem alle möglichen Namen genannt worden waren, half nannte man Männer der starken Faust, bald Männer der Verständigung — wurde schließlich ein Bundeskanzler ausgesucht, der eigentlich gar kein Christlichsozialer ist. Herr Streeruwitz war bis zum Jahre 1923 — und ist es wahrscheinlich auch jetzt noch — keiner Bekanntschaft nach ein Liberaler. Die Industriellenorganisation hatte aber damals durchgesehen, daß die Christlichsozialen zwei ihrer Leute ohne Rücksicht auf ihre Genossenschaft in das Parlament bringen. Unter diesen war auch Herr Streeruwitz einer der führenden Männer des Hauptverbandes der Industrie. Auch bei den Industriellen gibt es zwei Gruppen: die einen, die die Heimwehren finanziell aushalten wollen, um die Sozialdemokratie gewalttätig niederzuringen, die andern, die sich mit der Aufgabe der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie immerhin abgefunden haben. Wohl geht die Unterstützung der Heimwehren von der Organisation aus, deren Führer Streeruwitz ist, aber er selbst gehört nicht dem Heimwehrlager an. Er konnte also von beiden Gruppen der christlichsozialen Partei akzeptiert werden und konnte als der eigentliche Kandidat der Gruppe der Verständigung angesehen werden. Lange ging aber in der christlichsozialen Partei der Streit um zwei von den früheren Ministern, die die Propagandisten Seipels mitgemacht hatten, um den Unterrichtsminister Schmick und den Heeresminister Baugoin. Gelang es Seipel auch nicht, Schmick in der Regierung zu erhalten, so blieb doch Baugoin, dessen Name mit der Drangsalierung aller Sozialdemokraten im Heere verbunden ist und der darum auch an den christlichen Verständigungswillen des Kanzlers nicht recht glauben läßt.

Das hat wohl Streeruwitz bewogen, in seiner Regierungserklärung die Verständigungsnot besonders zu unterstreichen. Aber bald zeigte sich, wie wenig er instand war, der Heimwehr entgegenzutreten. Hatte der Bürgermeister von Wien alle bewaffneten Aufmärsche verboten, so mußte Herr Streeruwitz das Bestehen seiner Heimwehren, die nicht einmal die feinen waren, wahren indem er ihnen doch noch für einen einzigen Sonntag einen Aufmarsch von einigen Hundert Leuten gestattete. Der Kampf innerhalb der christlichsozialen Partei geht indes weiter. Herr Kunschak, der noch anfangs April mit einer Rede von der starken Hand gedroht hatte, hat seither erkannt, welche Gefahr die Heimwehren gerade für die von ihm geführten christlichsozialen Arbeiterorganisationen darstellen und er ist mit seinem ganzen Einfluß für ein wirkliches Verständigungsministerium einsetzend. Dafür wurde er von dem Heimwehrlager Steibls beschuldigt, er wolle, daß sich die Christlichsozialen rasch „mit der sozialdemokratischen Hute in das Bett legen“. Aber Herr Kunschak hat in einer Veranlassung ganz offen die Gefahren dargelegt, die von den Heimwehren dem christlichsozialen für Österreich hätte, nämlich vor allem die Gefahr einer Einmischung des Auslands, und er hatte angedeutet, daß sich Italien schon dazu rüstet. Mussolini ist natürlich Mussolini der Heimwehren mit einem Dementi in Hilfe gekommen. Aber man weiß nie es mit solchen Dementis befreit ist. Italien braucht wirklich keine großen Truppenmassen an unserer Grenze aufzuheben. Wenn der Bürgerkrieg ausbricht, wird Mussolini nicht fern sein.

Deshalb ist der Kampf um die Heimwehr ein Kampf darum ob die Bourgeoisie den Bürgerkrieg will, ob sie die Einmischung Italiens in unsere inneren Verhältnisse will in letzter Linie darum, ob sie um ihrer materiellen Interessen willen, aus Sach gegen die Arbeiter die Idee des Anschlusses an Deutschland verraten will. In diesem Sinne ist der Kampf gegen die Heimwehren ein wahrhaft nationaler Kampf, ein Kampf um die Zukunft des deutschen Stammes in Österreich. G. P.

Gemeindearbeiterstreik beigelegt

Frankfurt a. M., 21. Mai (Radio)

Der am Sonntagabend im rhein-mainischen Bezirk ausgebrochene Gemeindearbeiterstreik ist inzwischen beigelegt worden. Die Arbeitnehmer erhalten eine Lohnerhöhung von 3 Pfg. pro Stunde.

Das autonomistische Colmar

Paris, 21. Mai (Radio)

Als Bürgermeister von Colmar wurde mit 25 von 30 Stimmen der Autonomist Prof. Risse gewählt. Er lehnte die Wahl jedoch ab, da er nach seiner Beurteilung in dem Prozess von Colmar nicht auf eine Bestätigung durch die Regierung rechnen kann. Daraufhin wurde ein Freund von Risse, ein Professor Herzog zum Bürgermeister gewählt. Herzog wurde bei Stimmzählung der Sozialisten wiederum zum Bürgermeister von Lyon gewählt, obgleich er vorher erklärt hatte, daß sein Rücktritt „unwiderruflich“ sei.

Zachistenterror in Serbien

Belgrad, 21. Mai (Radio)

Am Sonntag wurde in Belgrad bei einem kurzen Besuch seiner kranken Frau der Führer der demokratischen Partei und Freund des erschossenen kroatischen Führers Raditsch britischschwedisch plötzlich verhaftet und mit seiner Leiche in ein mittelstehendes Dorf transportiert. Was hier mit ihm geschehen ist, steht noch nicht fest. Im Kreise seiner Freunde wird ein Attentat befürchtet. Die Regierung beschloß überhaupt einen verhängten Kurs gegen die Kroaten.

Der jüdisch-wissenschaftliche Presse ist es unterzogen, von diesen Vorgängen auch nur mit einem Worte zu berichten. Die Verhaftung von Raditsch dürfte nur der Anfang zahlreicher Verhaftungen von Kroatenführern sein.

Dänisches Schulschiff verschollen!

Kopenhagen, 18. Mai

Die spanische Kompanie hat am Sonntagabend beschlossen, ein Kreuzer in Suvaiva zu beauftragen, nach dem Verschwinden des dänischen Schulschiffes „Kopenhagen“ in Süden Ozean zu suchen. Das Schulschiff, das 48 Jungen

im Alter von 14 bis 18 Jahren nebst 15 erwachsenen Seeleuten an Bord hatte, wird seit mehr als fünf Monaten vermisst. Die Rettung, es zu finden, ist sehr gering.

Englands Kampf um Indien

Der Bogen wird immer stärker gespannt

Kalkutta, im Mai (Eig. Bericht)

Unter dem Schutze des Ausnahmegesetzes zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung beginnt die anglo-indische Regierung mit einer neuen Taktik in der indischen Innenpolitik. Sie geht systematisch dazu über, alle Provinzialparlamente aufzulösen, in denen die Nationalisten über eine Mehrheit oder wenigstens über eine beträchtliche Minderheit verfügen. Die Tätigkeit dieser Körperschaften ist der Regierung besonders unangenehm, da hier eine scharfe Kritik an den Missetaten der Verwaltung geübt wird. Die hieraus entstehenden Konflikte haben beispielsweise in Bengalen dauernde Ministerkrisen geschaffen, da die Vertrauensmänner der Regierung stets nach kurzer Amistätigkeit Mißtrauensvoten erhielten. Innerhalb weniger Tage sind deshalb die Provinzialverwaltungen von Bengalen und Assam nach Hause geschickt und die Neuwahlen für einen auffallend kurzen Zeitraum angesetzt worden.

In Assam liegen die Verhältnisse für die Regierung günstig, da die Swarajisten in dieser hauptsächlich landwirtschaftlichen Provinz nur über eine schwache Organisation verfügen. Es ist durchaus möglich, daß sich der Gouverneur hier mit leichter Mühe eine gefällige Mehrheit wird schaffen können, um seine Pläne durchzuführen. In Bengalen ist die Situation für die Regierung schwieriger. Hier ist die Kongresspartei gut gerüstet und verfügt über einen ausgezeichneten Parteiapparat, der seinen Einfluß auch auf die Mohammedaner erstreckt. Trotzdem hat auch in Keralen die Regierung einen nicht zu unterschätzenden Vorteil. Sie hat die Wahlen auf Grund der alten Wählerlisten ausgeschrieben und herauf auf diese Weise die neuen zu wählenden Teil aus dem Kleinbürgertum stammenden Wähler, die in der Mehrzahl Anhänger der Opposition sind, der Möglichkeit, schon diesmal von ihren Staatsbürgerrechten Gebrauch zu machen. Trotzdem hoffen die Swarajisten, auf Grund der Ergebnisse der Kalkuttaner Gemeindevahlen auf eine Vermehrung ihrer Stärke. Die von der Regierung angewandte Methode ist ein weiterer Ausdruck der dauernd sich verschärfenden innerpolitischen Lage in Indien. Leider wird durch die fortwährend neu enttorenden Prüferfälle der Boden für die kommende Auseinandersetzung über das indische Homerul nicht gerade im Geiste einer friedlichen Verständigung bereitet.

Beim Kinoperateur im Vorführungsraum

Wie wenige von denen, die allwöchentlich ein- oder auch zweimal im Kino sitzen und sich das neue Programm ansehen, mögen wissen, wie es in dem Raum des Lichtspielhauses aussieht, der gewissermaßen das Zentrum ist, von dem alles ausgeht — in dem die Apparate stehen, die die Bilder auf die Leinwand werfen. Wie die ganze Technik des Films, von der Aufnahme bis zum durch den Projektionsapparat laufenden Bildstreifen trotz des großen Interesses, das ihm aus allen Bevölkerungskreisen entgegengebracht wird, dem großen Publikum recht unbekannt ist, so ist es ihm ebensovienig klar, wie eine solche Vorführung vor sich geht, und wie der Vorführungsraum eingerichtet ist. Wie kommt es, daß mitunter die Bilder flackern oder flimmern, während sie zu anderer Zeit wieder ganz klar erscheinen? Woran liegt es, daß manchmal plötzlich ein Strich mitten durch die Bilder geht, so daß die obere Hälfte des Bildes unten, die untere oben auf der Leinwand zu sehen ist? Wie ist es möglich, daß die Birnen in den Raumbeleuchtungen so langsam ausleuchten oder dunkel werden? Das alles mag dem Zuschauer, der nicht technisch gebildet ist, mystisch vorkommen.

Wie also sieht es in dem Vorführungsraum über dem Rang und den Logen eines modernen Lichtspieltheaters aus und was geht in diesem Raum vor, während der Film vor den Augen des Zuschauers abrollt?

Oben unterm Dach des Hauses ist eine feuerfeste Kammer gebaut. Wände, Decke, Fußboden sind aus Beton. Ein massiver Raum, der überall die verschiedensten Sicherheitsmaßnahmen gegen Feuersgefahr erkennen läßt.

Auf einem Tisch steht ein Karton, ein Würfel. Und auf dem Fußboden mehrere gleiche von derselben Größe. Aus dem, der auf dem Tisch steht, nimmt der Operateur eine etwa sieben Zentimeter hohe Schachtel, in der ein Filmstreifen ist. Und der Mann, der uns führt, erzählt von der Organisation der Filmverleihs-Gesellschaften, von denen aus diese Kartons dirigiert werden. Sie sind aus Vulkan-Fiber, feuerfestem Material. Jeden Dienstag und Freitag vormittag, manchmal auch schon am Montag oder Donnerstag nachmittag, bekommt das Lichtspielhaus als Bahnzweckgut einige solcher Würfelkartons zugestellt. Von einem Kino in irgend einer andern Stadt. In diesen Paketen sind die Bildstreifen für das ganze Programm.

Oben auf liegen die Jenjurarten. Sie werden von den Filmprüfungsstellen in Berlin oder München ausgestellt und sind für jeden Film unbedingt erforderlich. Reklama- oder Lustspiel-, Natur- oder Sportfilm, die Wochenchau, was immer es sein mag: eine Jenjurkarte muß da sein. Und sie muß von der Polizei in jeder Stadt eingesehen werden, bevor der Film laufen darf. Man hat da zwei Sorten: blaue für Filme, die für Jugendliche zugelassen sind, und weiße für Bildstreifen, die für Kinder verboten sind.

Inzwischen hat der Operateur den ersten Akt des ersten Films auf eine Spule gesteckt, die wie eine große Schreibmaschinenpule aussieht. Sie wird in eine Trommel gefestigt, die oben an jedem der beiden Vorführungsapparate angebracht sind.

Zwei Meter hoch ist ein solcher Apparat. Er steht auf einem breiten massiven Zementfuß. Aus der feuerfesten Trommel führt der Operateur den Bildstreifen vor der Linse des Apparates vorbei über eine zu beiden Seiten mit Zähnen versehene kleine Walze, zu einer gleichgroßen Trommel unten am Apparat.

Der Film selbst: ein Zelluloidstreifen von der stets gleichen Breite. Die Länge aber immer verschieden. Ein Akt eines Spielfilms ist 300—500 Meter lang und der ganze Film mit Titeln, den eingeschalteten Zwischentexten, 2000 bis 2800 Meter. Der Zelluloidstreifen ist an beiden Rändern gelocht, neben jedem Bild sind vier Löcher, in die hinein die Zähne der kleinen Walze greifen.

Früher saßen die Trommeln Filmbänder von 500 bis 600 Meter Länge. Bei den neueren Apparaten hat man aber solche, die Spulen mit 1000 Meter aufnehmen können.

Mit wenigen Handgriffen ist alles vorbereitet und die Vorführung kann beginnen. Das Licht des Vorführungsapparates wird angeschaltet: zwei Kohlenstäbe, die zum Glühen gebracht werden und eine Lichtstärke von 6000 bis 8000 Kerzen erzeugen. Natürlich kann man in dieses Licht nicht hineinschauen und deshalb sind dunkelrote Scheiben aus feuerfestem Material an beiden Seiten des Kastens, in dem die Kohlenstäbe sich befinden, angebracht.

Der Operateur hantiert mit einigen elektrischen Schaltern: er schiebt an einem Widerstand den Schalter für die Beleuchtung im Zuschauerraum vorbei und langsam verdunkelt sich dieser. Durch eine kleine Scheibe, die von einem Loch in der Trennungsmauer zwischen Zuschauer- und Vorführungsraum ist, sieht man hinunter auf die Bühne. Ein Druck auf einen zweiten Schalterknopf: Der Bühnenvorhang rollt zur Seite, die Leinwand wird frei, das Licht des Apparates wird durch ein kleines vieredriges Loch auf die Leinwand geworfen, und im nächsten Moment beginnt ein Summen und Surren — der Operateur hat durch einen dritten Schalter den Apparat in Tätigkeit gesetzt.

Mit fabelhafter Geschwindigkeit huschen die Bilder vor der Linse des Apparates durch den Lichtkegel hindurch. 24 bis 30 Bilder in der Sekunde, das heißt in der Minute etwa 30 Meter Bildstreifen. Läuft der Film zu langsam, dann beginnen die Bilder auf der Leinwand zu flackern.

Jedes Bild bleibt durch eine besondere technische Einrichtung einen ganz kleinen Augenblick im Lichtkegel stehen, im nächsten Moment das folgende Bild vor, steht einen Moment und so geht es weiter. In dem Augenblick, in dem der Streifen weiterrollt, wird der Lichtkegel durch eine Blende, die ganz vorne am Apparat ist, abgeblendet und es ist kurze Zeit dunkel auf der Leinwand. Jedoch ist diese Zeit so minimal, daß das Auge die Dunkelheit nicht wahrnimmt.

So geht die Vorführung weiter, ein Akt nach dem andern rollt an der Linse vorbei. Bis die Tausendmeterpule abgewickelt ist und nun plötzlich der zweite Apparat, der neben dem ersten steht, anfängt zu laufen. Durch eine Klappe wird der Mauer-

Dolores del Rio

Mein ihr Name ist schon faszinierend, Dolores wirkt so wie ein Zauberwort auf alle Frauen, und es löst verführend die Männer selbst vom Statist fort.

Kein stummes Spiel, die Augen sprechen und die Geschmeidigkeit der Glieder. Sie hebt die Schultern nur, und mit frechen Blicken schaut sie auf alle andern nieder.

Denn spielend macht sie Freunde zu Rivalen, der ärgste Kino-Weiberfeind wird eifersüchtig und weint, erscheint sie dann mit fahlen Wangen als Katuschka verschümt und züchtig.

Bald ist sie Schmeichelei, bald liegt sie anderen Weibern nur so in den Haaren und kraht und beißt und tobt — und siegt: der Teufel ist in sie gefahren.

Doch spielt mit Scharm sie selbst die dralle Bäurin aus Frankreich, la petite Germaine und liebt nur einen, lieben sie auch alle vom Sergeanten bis zum Kapitäne.

Sie tanzt wie keine andere mit Gefühl den Männern auf der Nase rum ohne Erbarmen. Ihr Spiel ist Tanz, ihr Tanz ist Spiel! So tanzt nur eine: Carmen!

Max Kolpe.

schlich vor dem ersten Apparat geschlossen und gleichzeitig öffnet sich der Verschluß vor dem zweiten.

Die Vorführung geht pausenlos weiter, bis der ganze Film abgerollt ist. Dann wird das Licht im Zuschauerraum wieder langsam eingeschaltet, damit die Augen der Besucher nicht durch den plötzlichen Wechsel von dunkel und hell geblendet werden.

Auf einem elektrisch betriebenen Apparat wird der durchgerollte Bildstreifen auf eine andere Spule zurückgewickelt, damit die ersten Bilder wieder an den Anfang kommen und der Film für die nächste Vorführung gebrauchsfertig ist.

Der nächste Film läuft. Der Operateur verfolgt die Bilder auf der Leinwand. Ist eine Stelle des Films nach einem Titel oder irgendwo sonst falsch gefleht, so daß eines der kleinen Bilder zertrümmert ist, dann erscheint auf der Bühne der Trennungstrieb zwischen den einzelnen Bildern in der Mitte; die Beine der Filmbänder spazieren oben, ihr schönes Gesicht ist unterm Trennungstrieb zu sehen. Ein Drehen an einem Bildstellknopf beseitigt die Fehler.

Noch eine besonders sinnreiche Einrichtung bleibt zu erwähnen: bricht im Vorführungsraum Feuer aus, so fallen vor sämtliche Maueröffnungen zum Zuschauerraum automatisch sofort Klappen, so daß man dort unten nichts bemerkt, wenn auch die ganzen Filme verbrennen. Ein Anlaß zur Beunruhigung für die Zuschauer besteht auch dann nicht, wenn im Vorführungsraum die Flammen hoch schlagen. Die polizeilichen Vorschriften werden überall scharf kontrolliert und sie sind so streng, daß durch die haultigen Einrichtungen ein Uebergreifen des Brandes nach dem Zuschauerraum hin unmöglich ist.

Schluß der Vorstellung: ein Druck auf den Schalterknopf läßt den Vorhang wieder sich schließen. Die Arbeit des Vorführers ist nur noch gering. Er schaltet alles aus und stellt die Zelluloidstreifen in feuerfeste Schränke.

Bei jedem Programmwechsel, am Montag- und Donnerstagabend werden die Filme wieder in die Kartons gepackt und wenige Minuten nach der letzten Vorführung sind sie schon wieder auf der Bahn unterwegs nach ihrem neuen Bestimmungsort.

Heinz Medefind.

Der junge Jonstian



Der Theaterpapa zur Mutter Film: „Großes Hollywood! Ist das wirklich unser Kind?“ (Karikatur im „Punch“, London.)

Wochenchau und Nebenfilm

Das Wertvollste, die wirkliche Kulturtat des Filmes, das, was historischen und wissenschaftlichen Wert behalten wird, wenn die — igitigtigt! — ausgetragenen Herzenstragödien uns ebenso schal anmuten werden wie die sensationsüberladenen amerikanischen oder amerikanisierenden Grotesken — sind die Wochenchau und der Nebenfilm. Wer sehr oft ins Kino geht, stumpt gegen die papiernen Schicksalstragödien mit der Zeit ab. (Es müßte nicht so sein. Denn zuweilen trucht eine Persönlichkeit in den Metern auf; aber die allzuvielen Köpfe verderben den Brei. Nie ist eine Absicht rein und unverbogen durchzuführen. Sie muß durch die Wurstmassage der verschiedenen Ressorts, und wenn sie ausgesüßert ist, ähnelt sie sich nur mehr so wie das edle Pferd der Hofwurst. Ein trauriges Kapitel.)

Wochenchau und Kulturfilm haben nur gegen die Tüde des Objekts anzukämpfen, die lange nicht so schlimm ist wie Unverständnis und Tüde des Menschen. Und vor allem: des Mitarbeiters. Ein Wille herrscht hier, eine Absicht kann (mit weit geringeren Gegenkräften) hier durchgeführt werden. Wenn Hagenbed oder ein anderer Expeditionsleiter einen exotischen Film macht, so hat er sich höchstens gegen wütende Elefantenherden oder Taijun zu behaupten, aber nicht gegen die Einwürfe eines Direktors oder einer Primadonna.

Un des ist — selbst für den abgebrühtesten Kinobesucher — ein unerhörter Genuß, und ein Wunder, das viel zu selbstverständlich hingegenommen wird, wenn uns eine Wochenchau in sieben Minuten und um den ganzen Erdball führt und die letzten Ereignisse der Woche sich leibhaftig vor unseren Augen abspielen. Wir brauchen uns von keinem Romanschreiber phantastische Schilderungen der Winterfreuden im Schnee der Schweizer Berge und der nordländischen Fjorde, in der Sonne der Riviera oder auf den Flüssen Australiens ausmalen zu lassen — wir sehen es mit eigenen Augen. Welche tolle Ausgeburt der Phantasie von Reportern, die die fünf Erdteile nur aus erdichteten Träumen am Schreibtisch kannten, haben das barocke Weltbild gestaltet, das die Jean-Paul-Zeit im Kopf trug! Es ist ganz lustig, sich auszumalen, mit was für Bildern und Metaphern Jean Paul gearbeitet hätte, wenn er die vier übrigen Erdteile, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner aus der „Wochenchau“ kennengelernt hätte. Wenn er sich nicht jenseits der Meere dreiföpfige Menschen und fabelhaft groteske Wald- und Meerungeheuer mit den unheimlichsten Lebensgewohnheiten hätte ausmalen dürfen! Heute ist die Welt eng zusammengedrückt, und was uns immer näher zueinander bringt, ist die Feststellung unserer großen Ähnlichkeit miteinander.

Flugzeug, Telephon, Telegraph und Zeitung tun das ihre, um die Welt kleiner und vertrauter zu machen. Radio und Kino aber haben die Aufgabe, den großen Massen derjenigen, denen Geldbeutel und sonstige Umstände es auf direktem Weg verwehrt, das treue Gesicht der Welt zu zeigen. Amusement hin, Amusement her, dem Unterhaltungsfilm kommt genau der Weltlagen-Charakter zu, den der Unterhaltungsteil der Zeitung hat. Baut die oft so vorzügliche Wochenchau! Verwendet jeden Nachdruck auf die Herstellung der Kulturfilme, die uns in fremde Länder, in die Arbeitswerkstätten und Fabriken, in Spitäler und Kasernen, Gefängnisse, Bergwerke führen, die uns — für eine Mark — teilnehmen lassen an Expeditionen nach Tibet, Cochinchina, ins innerste Afrika, in die Arktis und Antarktis!

Unsere Augen sind hungrig, wir sind voller Neugier auf die Welt, in der wir leben, denn wir kennen sie noch lange nicht genug. Noch lange nicht! Der Film ist berufen, unsere festgefrorenen falschen Vorstellungen zu zertrüben, — das lebendige Bild hat eine weit stärkere Ueberzeugungskraft als das Wort — die Lehren werden die Ersten sein, und der Beifall hoffentlich bald der Hauptfilm! Lucie von Jakob.

Das Kino

Ein Schulaufsatz

Kino ist, wenns dunkel ist gehts los. Ich war schon viele Male im Kino. Mag, der was mein Freund ist, dem sein Bruder hat ein kleines Kino, da dürfen wir immer gratis hinein, aber wir müssen immer klatschen und allen Leuten erzählen, daß es sehr fein war. Es ist aber auch immer fein. Zuerst wirds dunkel und dann kommt viel Licht. Mein Vater sagt, erst wird das halbe Drehbuch verfilmt, dann gehts los. Da gibt es Männer und Frauen und manche sind sehr böse aufeinander. Aber sie haben es alle viel besser als ich, denn sie brauchen nicht in die Schule gehen. Manchmal fällt einer auch ins Wasser und wenn er wieder rauskommt, dann ist er ganz trocken. Das nennt man Kino. Oft ist es sehr lustig, wenn einer von dem großen Bruder eines anderen Liebe bekommt. Die Leute hagen immer sehr gut und alle fahren keine Autos und dürfen soviele Zigaretten rauchen wie sie wollen. Mir wird ganz schlecht davon, wenn ich eine rauche. Die Leute wohnen alle in ganz großen Zimmern, die größer sind als unser Schulsaal und die meisten haben nichts zu tun. Wenn sie arbeiten dann ziehen sie sich um. Mein Onkel sagt, es heißt nicht Kino, sondern Lichtspieltheater. Aber es ist doch so dunkel, warum soll es denn auch Theater heißen, wo die Leute nicht reden, denn sie machen alles ohne Worte. Unser Naturgeschichtslehrer hat uns neulich gefragt, ob wir wissen, was Kino ist. Natürlich habe ich mich gemeldet, wo ich immer reingehe. Ich habe gesagt, was Kino ist. Ja, hat er da gefragt, Kino ist eine Droge, die aus Afrika kommt und in der Geberei und beim Machen von Wein gebraucht wird. Ich habe ihm gesagt, daß er nicht recht hat, weil ich das doch besser weiß, aber er meinte, wir sollten im Lexikon nachgucken, wo es drin hünde. Im Lexikon steht es so, wie der Lehrer sagt, aber es ist doch falsch. Unser Lieblingspiel ist Kino. Einer geht langsam auf und ab, ein anderer macht Dummheiten und da kommt der erste und haut mit einem dicken Holz über seinen Kopf, worauf der andere umfallen muß. Das nennen wir Kino spielen. Die Jungens verstehen aber nichts davon, denn sie wollen sich nicht auf den Kopf hauen lassen. Sie sollten ins Kino gehen und lernen, wie sich ein richtiger Mann zu benehmen hat. Im Kino kann man nämlich alles lernen. Neulich habe ich gelernt, daß zwei mal zwei fünf ist und das war ganz richtig. Ich glaube, mit der Schule ist nichts mehr los, Kino ist besser. Manchmal ist es auch langweilig, wenn die Leute nicht wissen, was sie anfangen sollen, dann küssen sie sich. Das ist doch bloß Kino. Es gibt auch Kinder im Film und die sind immer sehr geistig, die haben gewiß schon alle Schulen durchgemacht. Ich möchte auch ein Kind im Film sein, wenn ich dann Kuchen oder Äpfel aus der Speisekammer hole, kriege ich wenigstens keine Schläge oder man merkt es gar nicht. Man darf Dummheiten machen und Mama hat gesagt, die Kinokinder kriegen viel Geld dafür. Ich möchte für meine Dummheiten auch Geld kriegen, dann würde ich mal in ein großes Kino gehen, wo mir noch nicht rein dürfen. Da soll es noch feiner sein. Kino ist sehr schön und wenn ich wieder einmal nachhaken muß, dann möchte ich im Kino nachhaken.

Frank Smetang

Amtlicher Teil
Streifenperrung
 Die Feldstraße im Stadtteil Schlutup ist vom 22. ds. Mts. ab für den Fahrverkehr gesperrt.
 Lübeck, den 21. Mai 1929.
 Das Polizeiamt

Konkursöffnung
 Ueber das Vermögen des Kaufmannes **Hans C. Hinz**, Inhabers des Zigarrengeschäftes in Lübeck, Hüfstr. 41, wird heute, am 17. Mai 1929, 11 Uhr 10 Minuten das Konkursverfahren eröffnet.
 Der Kaufmann **Niels Jensen** in Lübeck wird zum Konkursverwalter ernannt.
 Termin zur Beschlusfassung über die Wahl eines anderen Verwalters, die Bestellung eines Gläubigerausschusses und die im § 132 der Konkursordnung bezeichneten Gegenstände findet
 am 14. Juni 1929, 10 Uhr, im Zimmer Nr. 9 statt.
 Konkursforderungen sind bis zum 30. Juni 1929 bei dem unterzeichneten Gerichte anzumelden.
 Termin zur Prüfung der angemeldeten Forderungen findet
 am 5. Juli 1929, 10 Uhr im Zimmer Nr. 9 statt.
 Allen Personen, die eine zur Konkursmasse gehörige Sache in Besitz haben oder zur Konkursmasse etwas schuldig sind, wird aufgegeben, nichts an den Gemeindefiskus zu veräußern oder zu leisten, auch die Verpflichtung auferlegt, von dem Bestiz der Sache und von den Forderungen, für die sie aus der Sache abgeforderte Befriedigung in Anspruch nehmen, dem Konkursverwalter bis zum 30. Juni 1929 Anzeige zu machen.
 Lübeck, den 17. Mai 1929.
 Das Amtsgericht, Abteilung II

Konkursverfahren
 In dem Konkursverfahren über den Nachlaß des beim Untergang des Dampfers "Serenus" ertrunkenen Steuermannes **Carl Stein** wird die Vornahme der Schlussverteilung genehmigt und zur Abnahme der Schlussrechnung des Verwalters, zur Erhebung von Einwendungen gegen das Schlussverteilungsprotokoll und zur Berücksichtigung der Forderungen und zur Beschlusfassung der Gläubiger über die nicht vermerkbaren Vermögensstücke der Schlusstermin auf
 den 7. Juni 1929, 10 Uhr vor dem Amtsgerichte Abt. II hier selbst, Große Burgstraße Nr. 4, Zimmer Nr. 9, bestimmt.
 Lübeck, den 14. Mai 1929.
 Das Amtsgericht, Abteilung II

In dem Konkursverfahren
 über das Vermögen des Dachdeckermeisters **Franz Drwald** in Lübeck ist Termin zur Prüfung nachträglich angemeldeter Forderungen auf
 den 14. Juni 1929, 10 Uhr im Gerichtshaus, Zimmer Nr. 9, anberaumt.
 Lübeck, den 14. Mai 1929.
 Das Amtsgericht, Abteilung 2

In dem Konkursverfahren
 über das Vermögen des Kaufmannes **Lorenz Heine** in Lübeck ist Termin zur Prüfung nachträglich angemeldeter Forderungen auf
 den 14. Juni 1929, 10 Uhr im Gerichtshaus, Zimmer Nr. 9 anberaumt.
 Lübeck, den 16. Mai 1929.
 Das Amtsgericht, Abteilung 2

Am 17. Mai 1929 ist in das hiesige Handelsregister eingetragen worden 1. die Firma **Cornils & Co.**, Lübeck, Grenaderstraße 10. Offene Handelsgesellschaft, die am 1. April 1929 begonnen hat. Persönlich haftende Gesellschafter sind: Ehefrau **Elisabeth Fretz** a. Cornils geb. Klottermann und Witwe **Caroline Friederike Henriette Klottermann** geb. Husboldt, beide in Lübeck. Dem Kaufmann **Johannes Christian Karl Cornils** in Lübeck ist Prokura erteilt; 2. bei der Firma **Wilhelm Haake**, Lübeck. Die Einzelprokura der unterzeichneten Elisabeth Haake ist erloschen. Dem Ingenieur **Leo Bering** in Lübeck ist Einzelprokura erteilt worden.
 Amtsgericht Lübeck

Wesentliche Verbindung
 über die Erweiterung von Trägern für 2 Häuser mit je 200 Beiten beim Erweiterungsplan der Heilanstalt Strednitz. Angebote sind bis Freitag, den 31. Mai 1929, 12 Uhr, an die Kanzlei der Baubehörde einzureichen.
 Lübeck, den 21. Mai 1929.
 Die Oberleitung des Erweiterungsbaues der Heilanstalt Strednitz

Familien-Anzeigen
 Als Verlobte grüßen
Elisabeth Albrecht
Ernst Buhr
 Lübeck

Als Verlobte grüßen
Grete Brand
Hans Heilmann
 Fackenburg Lübeck
 Plingsten 1929. 7679

Herta Spindler
Karl Krage
 Verlobte
 Plingsten 1929
 Kücknitz 7683

Alma Kletzien
Ernst Schmüser
 Verlobte
 Plingsten 1929
 Lübeck, z. Z. Niendorf a. d. Ostsee
 Sieversdorf, z. Z. Niendorf a. d. Ostsee

Für die vielen Glückwünsche und Aufmerksamkeiten anlässlich unserer Verlobung danken wir herzlich
Alma Elsner
Franz Tiedemann
 Plingsten 1929
 geb. Kaacksteen
 Vermählte
 Plingsten 1929
 Für erwiezene Aufmerksamkeiten u. Geschenke danken herzlich.
 D. D.

Als Vermählte grüßen
Albert Wacker
Herta Wacker
 geb. Busch
 Lübeck, d. 17. Mai.

300 Ringe am Lager
W. V. V. u. Frau
Berta geb. Böckmann
 Für erwiezene Aufmerksamkeiten u. Geschenke danken herzlich.
 D. D.

Die Verlobung mit dem Dekorateur **Herrn Ernst Sorgentfrei** ist aufgehoben.
Eise Rönnpahl
 Geniner Straße 116

Blüchlich und unerwartet ging unsere kleine **Christa** wieder von uns. Tief betrauert u. schmerzlich vermisst.
Hans Isernhagen
 und **Frau Hertha**
 geb. Döring
 Lübeck, 20. Mai
 Gr. Kiejan 25
 Beerd. am Donnerstag, 23. Mai 23 Uhr, Leichenhalle Borwerk.

Verschiedene
Frauenarzt
Dr. Friedrich Uter
 Pferdemarkt 6
 nimmt die Praxis am 24. Mai wieder auf.
Dr. Schuhr
 zurück

3 Hauptpunkte!
Glanz, Haltbarkeit, Trockenfähigkeit!
 Diese drei hervorragenden Eigenschaften finden Sie bei meinem Fußbodenglanzöl eng miteinander vereint.
 Gibt bei **J. J. Struve-Castell**
 Breite Straße 95

Stellengesuche
 Jung. Mädchen sucht Stellung i. Gärtnerei oder Kontor.
 Ang. u. M 118 a C.
 E. Stellung b. einem einj. Herrn als Haushälterin, bin 54 J. alt.
 Ang. u. M 117 a C.

Stellen-Angebote
 Geinigt zu sofort ein Mädchen in Haus- und Gartenarbeit.
 Borraderstraße 17

Verkäufe
Kommode und Garderobe zu verkf.
 Trappenstr. 16e.
W. amerl Verh.
 Kisten m. u. n. Gläser zu verkf. **Reising**,
 287 Niendorf, Str. 123

Verloren
 Gr. S-Hut u. Kinnbergisch-Bierlin abh. gel. gel. abh. abh. abh.
 Lübeck, Dörgerstr. 13a

Auf Kredit
Herrn - Kasse
Damen - Kleider
S. Himmann
 Breite Str. 31

U. T. - Lichtspiele

Breite Straße 13 Fernruf 26 998
 Vom 21.-27. Mai
Tonfilme nur im U. T.
Paganini in Venedig
 Sie sehen und hören die Tonfilm-Ballade!
 in den Hauptrollen:
 Gräfin Giulietta Avorisi Agnes Esterhazy
 Cesare Torma, ihr Verlobter Viktor Colani
 Amelita, Giuliettas Vertraute Marianne Ceconie
 Ein Gondolier Wilhelm Gombert

Hierzu zwei Schlager
Ariadne in Hoppegarten
 Ein Film voll Spannung im Tempo unserer Zeit. Nach dem zur Zeit vielgelesenen Roman von Ludwig Wolff der Berliner Illustrierten Zeitung in 6 Akten.
Der Weiberkrieg
 Ein lustiger Kampf der Geschlechter aus dem bayerischen Hochland. in den Hauptrollen: **Liane Waid, Fritz Kampers, Lotte Loring** in 6 Akten.

Anfang 4 Uhr

300 Ringe am Lager
W. V. V. u. Frau
Berta geb. Böckmann
 Für erwiezene Aufmerksamkeiten u. Geschenke danken herzlich.
 D. D.

Boltsfürsorge

Unternehmen der deutschen Arbeiter- und Angestelltenchaft
 Wer sich bei ihr versichert, dient der Allgemeinheit und sich selbst!
 Auskunft erteilt:
Rechnungsstelle 30
 Lübeck, Fischstraße 14. Tel. 28663

Hilfe

in den kleinen Sorgen des Alltags bietet die kleine Anzeige. Sie sagt wer etwas zu verkaufen hat, sie berichtet über Stellenangebote und Stellengesuche, sie ist die beste Mittlerin für viele kleine Wünsche. Die kleine Anzeige im Lübecker Volksboten hat eine hohe Werbekraft. Nutzen Sie sie aus.

Sommer-Sprossen

auch in d. hartnäckigsten Fällen, wird in einia Tagen wieder Garantie durch d. echte anisädi. Feinverfeinerungs-mittel "Veaus" Stärke B. befest. Keine Schätur. Preis M. 2.75. Nur zu haben bei: **Keller-Drog. E. Hahn, Schwart. Allee 31. Drog. Frösch. Mühlentstr. 29**

Gute Schuhreparaturen

Karl Obst
 Am Brunt 11 b
 Buzelstraße 14

Kartoffeln

garant. trocknet. la. gelbe **Indahrio** a Str. 4.30 **RM**
Salterkartoffeln gesunde Ware
 1901 Str. 3. - **RM**
Johann Wiegert
 Balamerstr. 26/28
 Regidienstraße 79
 Tel. 23 277

Trauringe

333 von **RM** 4.- an
 585 von **RM** 8.- an
 Gravierung gratis!
 Hunderte von Ringen
 Bekete, Uhren, moderner Schmud. Zeitgeschenke 157.
Goldschmied Steudel
 Königstraße 82 a
 Eigene Werkstatt

Uhren- und Goldwaren-Reparatur

gut und billig bei **W. H. Westfahl**
 Aegidienstraße 8a
 beim Klingenberg u. Glorinsstraße 22. 7508

Talent-Modellen

werd. i. jed. Größe zu den billigsten Preisen angefert.
Gebäude Hefti
 Aelt. Sp. - Geich
 Köntze 111/112
 b. d. Holtenstr. 152

Gute, billige
Skatkarten
Skatblocks
Skatlisten
Wullenwever-Buchhandlung
 Johannisstraße 46
Baugewerksbund
Mitgliederversammlung
 am Mittwoch, dem 22. Mai 1929 abends 7 1/2 Uhr, im Gewerkschaftshaus
 Tagesordnung:
Der bisherige Verlauf unserer Lohnbewegung
 Zahlreiches Erscheinen notwendig
 Der Vorstand

ZENTRAL-
 Theater, Johannisstr. 25, Tel. 23 107
 Ab heute das große Schlager-Programm

Filmstadt Hollywood
 Filmstreifen aus dem Leben unserer großen Filmstrolche.
 von Arnold Fülling u. Max Goldschmidt

mit **Emil Jannings, Charlie Chaplin, Greta Garbo, Conrad Veit, Dolores del Rio**
 u. v. a. m. (6 Akte)
 Außerdem:
Harry Liedtke
 in „Harrys Liebesnest“
 6 tolle Akte

Luisenlust Mittwoch
Gr. Tanzkränze
 Eintritt u. Tanz frei

Deutscher Verkehrsband
 Ortsverwaltung Lübeck.
Vertammlung
 der Hausdiener u. Heilmachefrauen
 Mittwoch, 22. Mai, abends 7 1/2 Uhr, im Gewerkschaftshaus.
 Tagesordnung:
 Stellungnahme zur Lohnbewegung im Einzelhandel.
 Das Erscheinen aller beteiligten Kollegen und Kolleginnen ist dringend erforderlich.
 Die Ortsverwaltung.

Deutscher Verkehrsband
 Ortsverwaltung Lübeck.
 Achtung! Betriebsrat u. Betriebsamtlung im D. V. B.
 Die Funktionäre weise können in d. Betriebsrat-Vertammlung des D. V. B. am Mittwoch, dem 22. Mai, am Saaleingang in Empfang genommen werden.
 Die Ortsverwaltung

Stadtheater Lübeck
 Dienstag, 20.15 Uhr
Die Erbtante
 Ende 22.50 Uhr
 Mittwoch 20.15 Uhr
Der Waffenschmied (Oper)
 Donnerstag 20 Uhr
La Traviata (Oper)
 Freitag 20 Uhr
 Die Erbtante

Fußquäle
 Hornhaut, Schwielen und Warzen
 beseitigt schnell, sicher und unblutig
Kukirol
 Eine Packung Kukirol-Pflaster mit dem Garantie-Scheitel kostet 75 Pfg. Kukirol hilft sicher! Sie erhalten bei Nichterfolg Ihr Geld zurück



Die Demonstration der Weltrevolutionäre

So etwas war es wirklich nicht, was die Kommunisten am Pfingstsonntag veranstalteten. Nur ein kleiner harmloser Pfingstspaziergang war's — und kein Mensch nahm Notiz davon. Auf dem Geißelplatz standen zwei Duzend Personen und warteten auf die Elektrische und vertreiben sich die Zeit damit, das altbekannte kommunistische Kampflied anzuhören, das unter Wilhelm auch schon geklärt wurde:

Vielleicht ist ihr schon morgen eine Leiche —

Zür den Kommunistenzug sich interessierende Zuschauer gab es in der ganzen Stadt höchstens 50. Und diese waren alle in Uniform! Und schimpften, daß sie wegen solch arbeitsloser Kasakade auf ihren Pfingstaussflug verzichten mußten.

Die Demonstration selbst? Wollten wir über die Teilnehmerzahl so berichten, wie die Kommunisten es über unsere diesjährige Maiseier getan haben, so müßten wir wohl oder übel mitteilen, daß überhaupt niemand im Zuge mütig. Das wollen wir aber nicht tun, um statt dessen die ganz genaue Zahl der Demonstranten der durch die kommunistischen Drohungen außerordentlich beunruhigten Öffentlichkeit mitzuteilen.

Es nahmen also am Zuge teil: sieben Musikanten (die dazu gehörigen Bremer Stadtmusikanten waren nur durch die Herren Nitrogge und Schmidt vertreten — das fünfte Rohr am Wagen fehlte ebenfalls); sechs Fahnen mit ihren Trägern; acht Radfahrer; 23 Kinder jeden Lebensalters und 195 andere Weltrevolutionäre. (Die meisten sahen aber gar nicht so aus.)

Dazu kamen — wir sind sehr objektiv — rund 30 Personen, die auf dem Bürgersteig mitliefen (also die sogenannten Mitläufer der Weltrevolution!) Nehmt alles in allem: es waren 259 Zeitgenossen, die dem Kampfsruf der gewaltigen KPD gefolgt waren, um zum Ergötzen der Straßenbahngäste das entschlossen-schaurige Lied von der „Leiche“ zu singen.

Und dieser große Heerzug kam zusammengetrömt nicht nur aus Lübeck, sondern in ihm vereint waren auch die Ortsgruppen aus Schlutup, Travemünde, Schwartau-Kensfeld, Stöckendorf usw. Außerdem wurde diese gewaltige Demonstration durch zwei Flugblätter in den Betrieben und ein am Sonnabend in der Stadt herumgetragenes Transparent tat das Seine, um den Generalaufmarsch anzukünden.

Den bekannten bunten Ornat der Roten Marine usw. hatte aus jarter Rücksicht auf die Polizei — um ihr keine Scherereien zu machen — keiner angezogen. Doch halt — einer! Der hatte einen so ausgiebigen Pfingstfrühtrunk zu sich genommen, daß er seine Uniformen verwechselt. Aber als er auf der Straße das sorgenvolle Gesicht eines Schupo sah, der überlegte, ob er die graue Uniform, den roten Mariner oder den blauen Affen verhaften sollte, da wurde der schwankende Revolutionär sofort nüchtern und verschwand, um das richtige Zivil anzuziehen. Damit war der letzte Stein des Anstoßes entfernt. Und die Sache konnte zu einem gemüthlichen Ende geführt werden.

Dienst soll Dienst bleiben! — so brummte bitter ein Wachmeister, als der Zug vorbei war — aber „wegen sowas“ auf die schöne Pfingsteinladung verzichten zu müssen, wo man nur alle hundert Jahre so eine herrliche Einladung bekommt? wegen sowas! Nächstens müssen wir auch noch die Heilsarmee bei ihren Götzen eskortieren!

Aber die Sonne lachte, die Straßenbahngäste lachten, und schließlich lachte auch wieder die Polizei — kurz und gut, alles war in bester Laune. Und in der Ferne erstarben in aller Gemüthlichkeit die blutigen Verse der Weltrevolutionäre:

Vielleicht ist ihr —

Das war Pfingsten!

Starker Reiseverkehr

Früh, schön, sonnig und warm, auch wolkenlos. Zwei Frühlingstage von meteorologisch sicherer Ausdauer, an denen man getrost alle vorgenommenen Pläne verwirklichen konnte. Und der Pläne waren viel. Ob sie gegen Nord oder Süd, Ost oder West gerichtet waren, überall winkte ein schönes Ausflugsziel und überall fühlte der Städter mit Wärme die Seligkeiten der prangenden Natur. Die frische, am ersten Feiertag sogar recht herbe Luft spornete zu rüstigem Wandern an, dem die Jugend insbesondere huldigte. Da und dort zog ein Trupp mit flatterndem Fähnlein munter vorbei, irgendeiner Herberge zu. Im Theodor-Schwarz-Erholungsheim in Brodten J. B. war alles vollbesetzt, aber trotzdem wurde einem am Pfingstsonntagabend noch zugewanderten größeren Trupp noch Gastfreundschaft gewährt. Auch von den übrigen Ausflüglern an die See fanden eine Anzahl den Weg in das schöne Heim der Arbeiterwohlfahrt. Es hätten aber mehr sein können. Die meisten hielten sich eben am Strande auf, der von Travemünde bis Scharbeutz zwar nicht überfüllt, aber doch stark belebt war. Das klare Wetter bot eine hübsche Fernsicht sowohl auf die schleswig-holsteinische wie medienburgische Küste. Der zweite Feiertag brachte mit seiner milderen Luft noch weit mehr Gäste. So war es auch in der schleswig-holsteinischen Schweiz, am Rakeburger See und der herrlichen Waldgegend um Mölln herum.

Wie viele zu Pfingstaussflügen ausgezogen waren, das wurde nur erst gewahrt, als am Abend des zweiten Feiertages das Volk zur Rückkehr zusammenströmte. Während die Lübeck-Büchener Eisenbahn am 1. Tag verhältnismäßig nur einen mäßigen Verkehr aufzuweisen hatte, mußte sie am Montagabend von 10 bis 11 Uhr nicht weniger als 11 Sonderzüge nach Hamburg einlegen. Alle 8-9 Minuten ging ein vollbesetzter Sonderzug nach Hamburg ab, dessen Bahnhof über die Pfingsttage mit nicht weniger als 350 Sonderzügen belastet war. Besonders stark war bei der Lübeck-Büchener auch der Rückverkehr aus der holsteinischen Schweiz, dagegen weniger stark von der See her. Nebenbei wirkten sich die „volkstümlichen“ Preise nach Travemünde recht bizarr aus, wenn man sich dort eine Fahrkarte löst. Von Lübeck aus kann man für 90 Pfennig hinauf und zurückfahren, aber für eine einfache Fahrkarte von Travemünde nach Lübeck muß man

Vor achtzig Jahren

Die Unterdrückung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ am 19. Mai 1849

Als Karl Marx und Friedrich Engels im April 1848 von Paris nach Köln kamen, wurden dort bereits von demokratischen Kreisen Vorbereitungen getroffen zur Gründung eines großen Blattes. Innerhalb 24 Stunden hatte Marx das Terrain erobert und das Blatt, die „Neue Rheinische Zeitung“, für seine revolutionären Zwecke gewonnen. Der Versuch der rheinischen Demokraten, Marx und Engels nach Berlin abzuschieben, war nicht gelungen. Entscheidend für ihr Verbleiben in Köln war, daß die Rheinprovinz die französische Revolution durchgemacht, sich im Code Napoleon moderne Rechtsanschauungen bewahrt, die weitmas bedeutendste Großindustrie entwickelt hatte und in jeder Beziehung damals der fortgeschrittenste Teil Deutschlands war. Am Rhein hatte man, im Gegensatz zu Berlin, unbedingte Pressefreiheit, und sie wurde „ausgenutzt bis zum letzten Tropfen“.

Das deutsche Proletariat, das sich nicht als Klasse formiert hatte, erhob sich zunächst auf der politischen Bühne als äußerste demokratische Partei.

Damit war bei Gründung der Zeitung — wie Engels 1884 im Züricher „Sozialdemokrat“ schreibt — „die Fahne von selbst gegeben. Es konnte nur die Demokratie sein, aber eine Demokratie, die überall den spezifisch proletarischen Charakter in einzelnen hervorhob, den sie noch nicht ein für allemal auf Banner schreiben konnte.“

Am 1. Juni 1848 erschien die erste Nummer des neuen Blattes. Karl Marx zeichnete als Chefredakteur und „es war in erster Linie sein klarer Blick und seine sichere Haltung, die das Blatt zur berühmtesten Zeitung des Revolutionsjahres gemacht haben.“ Außerdem gehörten der Redaktion an: Friedrich Engels, Wilhelm Wolff, Georg Becher und später noch Ernst Dronke, Ferdinand Wolff und Ferdinand Freiligrath. Gleich die erste Nummer brachte

heftige Angriffe gegen das Frankfurter Parlament, gegen die Zwecklosigkeit seiner langatmigen Reden und gegen die Ueberflüssigkeit seiner jeigen Beschlüsse. Das kostete der Zeitung die Hälfte ihrer Aktionäre.

Für die einige, unteilbare demokratische deutsche Republik kämpfte das neue Blatt. Aber leidenschaftlich trat die Redaktion der vom Kleinbürgertum genährten Täuschung entgegen, als ob die Revolution mit den Märztagen abgeschlossen sei. Für Marx und Engels konnten Februar und März 1848 nur dann die Bedeutung einer wirklichen Revolution haben, „wenn sie (nach Engels) nicht Abbruch, sondern im Gegenteil, Ausgangspunkte einer langen revolutionären Bewegung wurden, in der, wie in der großen französischen Umwälzung, das Volk sich durch seine eigenen Kämpfe weiter entwickelte, die Parteien sich schärfer und schärfer schieden, bis sie mit den großen Klassen, Bourgeoisie, Kleinbürgertum, Proletariat ganz zusammenfielen und in der die einzelnen Positionen vom Proletariat nach und nach in einer Reihe von Kämpfen erobert wurden.“

Die Pariser Junirevolution

fand die „Neue Rheinische Zeitung“ auf dem Posten. Vom ersten Augenblick an trat sie für die Pariser Kämpfer ein, und nach ihrer Niederlage feierte Marx die Besiegten in einem seiner glanzvollen Artikel. Das kostete dem Blatt den Rest seiner Aktionäre. Trotzdem hielt sich die Zeitung weiter und gewann ständig an Abonnenten. War sie doch in Deutschland, fast in Europa, das einzige Blatt, das die Fahne des zertretenen Proletariats hochgehalten hatte, in einer Situation, da die Bourgeoisie und das Kleinbürgertum aller Länder für die Besiegten nur Hege und Verleumdung übrig hatten.

Vom 27. September bis zum 12. Oktober 1848 war die „Neue Rheinische Zeitung“ unter dem Belagerungszustand verboten worden und mußte dann unter den schwierigsten finanziellen Verhältnissen noch einmal von vorne anfangen. Je näher dann im Frühjahr 1849 der Entscheidungssampf heranrückte, desto heftiger und leidenschaftlicher wurde die revolutionäre Sprache des Blattes. Die Kreuzzeitung schrieb damals von der Chimborazo-freiheit der N. Rh. Ztg., gegen die der „Monteur“ von 1793 matt erscheine.

Mit dem Sieg der Gegenrevolution in Berlin und Wien war das Schicksal der deutschen Revolution entschieden.

Aber noch hatte die Regierung nicht den Mut, den tapferen rheinischen Kämpfern an den Kragen zu gehen. Im April erschien noch eine Artikelreihe von Karl Marx über „Lohnarbeit und Kapital“ als deutlicher Hinweis auf das soziale Ziel der verfolgten Politik. Als aber dann in der Reichsverfassungskampagne die einzelnen Luftstände in der Rheinprovinz durch militärische Uebermacht erdrückt worden waren, da holte man endlich zum Schlag gegen die „Neue Rheinische Zeitung“ aus. Den Belagerungszustand wagte der Zeitungskommandant von Köln nicht noch einmal zu verhängen, und er regte bei der Polizei an, Marx als „gefährlichen Menschen“ auszuweisen. Aber die Polizei wandte sich erst an die Kölner Bezirksregierung, die ihrerseits die Verantwortung auf das Ministerium des Innern abwarf und in einem Bericht vom 10. März feststellte, daß die von Marx geleitete Zeitung fortjähre,

zum Umsturz der bestehenden Verfassungen und zur Herstellung der sozialen Republik aufzureizen.

Die Polizeidirektion habe Bedenken, Marx auszuweisen „ohne besondere äußere Veranlassung“, lediglich der Tendenz und Gefährlichkeit der Zeitungen wegen“. Auch der Oberpräsident der Rheinprovinz hielt die Ausweisung zunächst für bedenklich. Schließlich verfügte der Minister des Innern, Manteuffel, daß er gegen eine Ausweisung nichts einzuwenden habe, den Zeitpunkt aber der Bezirksregierung überlassen müsse. Das war am 7. April. Am 11. Mai fühlte man sich endlich stark genug, den Polizeistreich auszuführen. Marx hatte im Brüsseler Exil die preussische Staatsangehörigkeit verloren. Das lieferte den Vorwand. Am 16. Mai wurde ihm dieser Ausweisungsbefehl zugestellt.

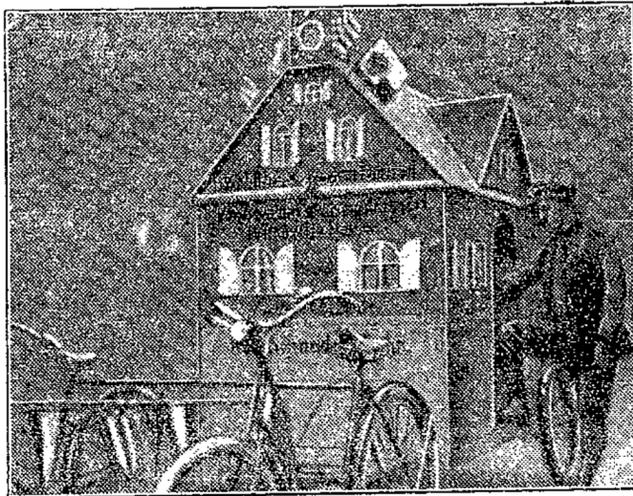
In ihren neuesten Stücken tritt die Neue Rheinische Zeitung mit der Aufreizung zur Verachtung der bestehenden Regierung, zum gewalttätigen Umsturz und zur Einführung der sozialen Republik immer entschiedener hervor. Es ist daher ihrem Redakteur en chef, dem Dr. Karl Marx, das Gastrecht (1), welches er so schmählich verlehrt, zu entziehen, und da derselbe eine Erlaubnis zum ferneren Aufenthalt in den hiesigen Staaten nicht erlangt hat, ihm aufzugeben, dieselben binnen 24 Stunden zu verlassen. Sollte er der an ihn ergehenden Aufforderung nicht freiwillig Genüge leisten, so ist derselbe zwangsweise über die Grenze zu bringen.

Die letzte Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“ erschien am 19. Mai. Die Hälfte der Redakteure stand unter gerichtlicher Verfolgung, die übrigen mußten als Nichtpreußen mit ihrer Ausweisung rechnen. In roter Farbe, auf weißem Papier gedruckt, erschien die Abschiedsnummer, an der Spitze das berühmte Abschiedslied Freiligraths: „Kein offener Heib in offener Schlacht...“ Mit einer Warnung an die Kölner Arbeiterschaft vor jedem Putsch nimmt die „Neue Rheinische Zeitung“ Abschied von ihren Lesern: „Die Redakteure der „Neuen Rheinischen Zeitung“ danken euch beim Abschied für die ihnen bewiesene Teilnahme. Ihr letztes Wort wird überall und immer sein: Emanzipation der arbeitenden Klasse!“

Achtzig Jahre sind seitdem vergangen. Das Proletariat ist längst zum Klassenbewußtsein erwacht und kämpft in mächtvollen Organisationen und mit einer weitverbreiteten Presse um seinen ferneren Weg nach vorwärts und aufwärts, dem Sieg entgegen: „Denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder!“

Felix Scheubach

Das Lübecker Bild



Das Wohnhaus auf dem Fahrrad

Auf ihrer lustigen Reise quer durch Deutschland stellten sich die sonderbaren „Eisigen“ aus Hesse auch den Lübeckern vor.

ine volle Reichsmark blechen! Vielleicht wird in dieser Berechnung noch eine Korrektur vorgenommen.

Die Travemünde-Linie brachte gleichfalls viele Fahrgäste nach Travemünde. Der Andrang am Pfingstmontagabend war ungeheuer, viele mußten zurückbleiben und schauen, daß sie noch mit der Bahn nach Hause fahren konnten.

Die Straßenbahn hatte lauter vollbesetzte Wagen. Sie legte nicht nur Extrawagen ein, sondern zwischen diesen noch Sonderwagen, die direkt hinter den ersten führen. Alles, was mitwirkte, fand somit Platz. Am Sonntag wurden rund 68 000, am Montag 57 000 Personen befördert. Am 1. Feiertag früh fuhren drei vollbesetzte Autobusse nach Rüsse und zwei nach Uteb.

Nach so viel Freude — von der das Bedienungspersonal in den Ausflugsorten sehr wenig verspürte — geht es nun wieder an die ernsthafte Arbeit. Ist sie von sonnigen Tagen begleitet und bringt sie gerechten Lohn, dann wollen wir uns auch der kommenden Tage freuen.

Kunst für den kleinen Mann

Ausstellung von Biberdrucken im Buddenbrookhaus

Soll man diese Ausstellung besprechen? Man tut es jaft ungern. Denn wer kauft noch „handgemaltes Der“, wenn er dahinter kommt, daß es farbige Reproduktionen gibt, die für relativ billiges Geld zu haben sind — so ein Blatt kostet zwischen 10 und 40 RM. — und an denen man sich täglich von neuem freuen kann?

Aber eine Zeitung hat ja in erster Linie dem Leser zu dienen, und dann erst dem Künstler. Und darum sei mit tagendem Zeigefinger auf die Ausstellung hingewiesen, die seit ein paar Wochen die Viele des Buddenbrookhauses zielt.

Gute Reproduktionen klassischer Bildwerke gibt es schon lange; aber nur in photographischer Art. Was es an farbigen Wiedergaben gab, war zumeist schauerhafte Verflückung. Bahndrehend hat hier die Marrees-Gesellschaft gewirkt, deren schön farbige Drucke das Bild so wiedergaben, daß — bei günstigem Licht — auch der gewiegte Kenner kaum einen Unterschied zwischen Original und Reproduktion fand. Sie haben nur einen Nachteil — sie sind sündhaft teuer.

Das sind Biberdrücke nicht; und wenn ihre Farben auch nicht immer die Leuchtkraft des Originals erreichen, sie sind doch von wunderbarer Treue. Und wenn mich jemand fragen würde, wie er zu erschwinglichem Preis zu einem künstlerisch wertvollen Schmuck seiner Wohnung kommen kann, ich würde ihn unbedingt, wenn auch schweren Herzens, auf die Biberdrücke verweisen.

Schweren Herzens; denn dieser Fortschritt der Reproduktionstechnik schlägt natürlich wieder zahlreiche „Kunst-Maler“ tot. Aber das ist nicht zu helfen. Die Stunde des Kunstmalers, der stol; darauf ist, nur um der Kunst willen zu malen, hat wohl endgültig geschlagen. Und bleiben werden nur die, die wieder das werden, was die Maler einstmal waren: Handwerker, die praktischen Bedürfnissen dienen.

Ein neuer Führer durch die Schenswürdigkeiten des „Kaisertellers“ in Lübeck ist herausgegeben vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, verfaßt von Johs. Barnde, in Verlage von Gebrüder Borchers G. m. b. H. erschienen. Der neue Führer bildet eine Bereicherung in der Zahl der vom Verkehrsverein herausgegebenen Sonderführer durch die Schenswürdigkeiten Lübecks, von denen bisher erschienen sind: Rathaus, Marienkirche, Dom, Schiffergesellschaft, Jakobikirche, Seligen-Geisthospital, Fredenhagens Zimmer, Astronomische Uhr in St

Marien, Totentanz von St. Marien. Der neue Führer entfällt neben einer eingehenden Beschreibung des mittelalterlichen Baues einen historischen Rückblick auch auf die Bewirtung des einstigen Kais-Lagerfelders und seiner späteren Bestimmung als historische Gasse. Dazu sind eine Reihe historischer und neuer Bilder nach neuen photographischen Aufnahmen wiedergegeben.

Seemannslehreprüfung. Am Freitag, wurde die auf der hiesigen Seemannsschule, Abt. Seemannslehre, abgehaltene Prüfung zum Seemannslehre 3. Klasse beendet und von folgenden Teilnehmern bestanden: W. Alexandre, Kiel, E. Junge, Kiel, W. Koch, Kiel, P. Strejan, Kiel, S. Jahn, Straßburg, S. Kemich, Straßburg, W. Schlaner, Straßburg, E. Rathpon, Rostock, W. Knote, Ober-Weisel, D. Lohahl, Hamburg, F. Lüthje, Burg a. F. Die Herren Alexandre, Junge, Knote, Lüthje und Rathpon erhielten das Prädikat gut bestanden. Die nächsten Lehrgänge zum Seemannslehre 3. Klasse beginnen in Lübeck am 23. Mai und 4. September.

ph. Diebstähle. Aus einem Hause in der Schwarlaauer Allee wurden mittels Einsteigens durch das nicht verschlossene Gartentürchen folgende Sachen gestohlen: 1 graubraune Herrenhose, 1 blaues Jackett mit Weste, 4 weiße Herrenhemden, 4 weiß- und blau-weiß gestreifte Herrenhemden, 6 silberne Teelöffel und 6 silberne Schlüssel. — Einem Bauunternehmer wurde in der letzten Zeit von seinem am Ufer der Wakenitz beim Falkendamm befindlichen Gartenland eine auseinander genommene Saubude entwendet. Die Bude ist aus rohem Holz gearbeitet, 2 mal 3 Meter groß, mit einem Pappdach, einem Fenster und einer Tür versehen. Es wird vermutet, daß die Bude als Gartenhaus Verwendung gefunden hat. Personen, die sachdienliche Angaben machen können, werden ersucht, sich im Bureau der Kriminalpolizei, Gr. Bauhof 14, Zimmer 6, zu melden.

ph. Selbstmordversuch in der Trunkenheit. Am ersten Feiertag gegen 10 Uhr vormittags warf sich aus Unmut bei der Fortschalle ein angekrankter 17-jähriger Bootsbauerlehrling vor einen in Fahrt befindlichen Straßenbahnwagen. Der Führer des Straßenbahnwagens konnte seinen Wagen noch rechtzeitig zum Halten bringen. Als der Führer weiterfahren wollte, warf sich der Lehrling abermals vor den Wagen. Nun übergab man den rabiaten Störenfried der Polizei, welche dafür sorgte, daß er von seinem Vater in Obhut genommen wurde.

Travemünde. Wiedereinführung des Einbahnstraßenverkehrs. Wie in den vergangenen Jahren sind die St.-Lorenz-Straße und Vorderreihe zu Einbahnstraßen in Richtung Neu-Travemünde erklärt, denen die Kreuzstraße und Kurgartenstraße in Richtung Lübeck entsprechen. Die erforderlichen Verkehrsschilder in den bekannten Verkehrsarten und -formen erleichtern auch orientierten Fußgängern die Beobachtung der Vorschriften. Die Verkehrsregeln unterliegen auch alle Radfahrer, auch wenn sie das Rad an der Hand führen, sowie Reiter. Das Abstellen von haltenden Fahrzeugen ist in Einbahnstraßen im allgemeinen nur zum sofortigen Ein- und Aussteigen zulässig. Im übrigen müssen Kraftfahrzeuge auf den durch Parkfelder besonders gekennzeichneten Parkplätzen abgestellt werden. Aus Mangel an solchen in Alt-Travemünde ist jedoch in der Vorderreihe das Parken ausdrücklich zugelassen, jedoch nur an der mit Häusern besetzten Westseite hart am Bordstein. Eine alleinige Ausnahme mußte den Omnibussen der Städtischen Betriebe eingeräumt werden.

Aus der Unfallchronik

Sonabend mittag ereignete sich am Friedrich-Eberhard-Platz ein Verkehrsunfall. Beim Ueberholen streifte ein Motorradfahrer einen Radfahrer, wodurch letzterer von seinem Fahrrad auf die Straße stürzte und sich einige Hautabschürfungen zuzog. Das Fahrrad wurde leicht beschädigt.

Ein Zusammenstoß eines Motorradfahrers mit einem Auto ereignete sich am Sonabend in Schwartau. Der Gärtner Albert Eichner fuhr mit seinem Motorrad die Lübecker Straße in Richtung Lübeck entlang. Bei Geerz-Hotel kam ihm ein Auto der Lübecker Firma Grabowski entgegen. Anscheinend ist das Lübecker Auto in der dort befindlichen Kurve zu weit nach links gefahren und stieß mit dem Motorrad zusammen. Der Motorradfahrer wurde schwer verletzt in das Lübecker Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er heute morgen verstorben ist.

Auf dem Wege zwischen Fraeisdorf und Gohmud lief am Sonntag um 9.45 Uhr ein angekrankter Spaziergänger gegen ein entgegenkommendes Motorrad. Obwohl der Motorradfahrer sofort stoppte, war der Spaziergänger zu Fall gekommen und hatte anscheinend in n. n. e. r. e. r. e. n. g. e. n. erlitten. Er mußte mit dem Krankenwagen der Feuerwehr dem Allgemeinen Krankenhaus zugeführt werden.

Am Sonnabend nachmittag gegen 4 Uhr brannte in der Hüttenort-Allee, Ecke Dorotheenstraße ein Lübecker Personewagen, H. L. 3819. Der Wagen hatte an der dort befindlichen Tankstelle getankt. Als der Führer ankurbeln wollte, stand der Benzinmotor plötzlich in Flammen. Die Feuerwehre wurde alarmiert, doch ist der Wagen vollkommen ausgebrannt. Die Ursache des Feuers ist nicht bekannt. Eine Fahrlässigkeit irgendwelcher Personen soll jedoch nicht vorliegen.

Landesarbeitsamt Nordmark

Berichtswoche vom 8. bis 15. Mai

Die Arbeitslosigkeit ist weiter im Abnehmen begriffen. Die Zahl der Arbeitslosen verminderte sich um 4463 (4,1 v. H.) auf 103 226. In Hauptunterstützungsempfängern wurden in der Arbeitslosenversicherung 61 831, in der Krisenunterstützung 12 067 gezählt. Das bedeutet in der Arbeitslosenversicherung eine Abnahme von 3950 = 6,0 v. H., in der Krisenunterstützung von 398 = 3,2 v. H. Die Zahl der Vermittlungen einschließlich Ausfällen betrug 18 128.

Die außerordentliche Entlastung des Arbeitsmarktes durch den Frühjahrsaufschwung, von etwa 182 000 zur Zeit des Höchststandes vorhandenen Arbeitslosen, konnten bereits wieder etwa 80 000 Arbeitslose Beschäftigung erhalten, hat auch die Struktur des Arbeitsangebots wesentlich beeinflusst. In der Nordmark sind zurzeit im Durchschnitt 71,6 Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung und Krisenunterstützung zusammen, auf 100 vorhandene Arbeitslose bezogen, vorhanden. Ausschließlich in diesem Zusammenhang ist, daß die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in den überwiegend ländlichen Arbeitsamtsbezirken, u. a. in Waren 99 v. H., in Oldesloe 95 v. H., in Güstrow 92 v. H. und in Rendsburg 91 v. H. der zurzeit vorhandenen Arbeitssuchenden ausmacht, dagegen in Hamburg nur 68 v. H., in Lübeck 70 v. H. und in Kiel nur 58 v. H.

Zum Streit bei Rudolph Karstadt A.-G.

Zur Beilegung des Tarifstreites im Lübecker Einzelhandel hat der Schlichter für den Bezirk Nordmark, Dr. Stenzel, von sich aus die Parteien für heute, Dienstag nachmittag zu einer Verhandlung eingeladen. Die Arbeitnehmer haben sich bereit erklärt, zu dieser Verhandlung Vertreter zu entsenden. Mit Rücksicht auf diese Verhandlung wollen wir auch heute zunächst noch davon Abstand nehmen, über die Einzelheiten des mit außerordentlich hartnäckigkeit geführten Streiks bei der Firma Rudolph Karstadt A.-G. zu berichten. Ueber das Ergebnis der Verhandlung vor dem Schlichter werden wir morgen an dieser Stelle Mitteilung machen.

Ein Verräter der Arbeiterinteressen!

Der Kraftwagenführer Friedrich Wulf, der in der Reiferstraße 11a ein kleines Bureau unterhält und in der Lindenstraße 16 einen eigenen 2-Lo.-Wagen Nr. H. 2. 3741 untergestellt hat, hat sich am vergangenen Sonabend in den frühen Morgenstunden der Firma Rudolph Karstadt zu Helfersdiensten zur Verfügung gestellt. Wulf ist durch den Vertreter des Deutschen Verkehrsbundes an Ort und Stelle ausdrücklich auf die Streiksituation aufmerksam gemacht worden. Es ist ihm als Entschädigung für entstandene Unkosten ein Betrag von 50 RM. angeboten worden, wenn er die Ausführung des ihm seitens der bestreikten Firma unter arglistiger Täuschung über den Zweck seiner Handlung erteilten Auftrages ablehnen würde. Wulf hat zunächst versucht, die Sache zu einem Handelsobjekt zu machen und einen Betrag von 80 RM. vom Deutschen Verkehrsbund zu erpressen. Als das abgelehnt wurde, weil eine Entschädigung von 80 RM. zu einer einständigen vergeblichen Arbeitsleistung in keinem Verhältniß steht, hat Wulf unter dem Schutz einiger Affkornärzte der Firma Karstadt die Beförderung von Waren übernommen. Dadurch sind die um ihre berechtigten Lebensinteressen kämpfenden Arbeiter und Arbeiterinnen in empfindlicher Weise verraten worden.

Friedrich Wulf ist noch ein junger Bursche. Trotzdem konnte er Wulf seiner Handlungsweise voll und ganz bewußt sein, denn Wulf ist als Arbeiter erzogen worden. Der Vater ist Kolonnenarbeiter bei der Lübecker Transport- und Müllabfuhr A.-G. und muß seinen Lebensunterhalt selbst mit schwerer Arbeit verdienen. Friedrich Wulf ist in den Kreisen der Arbeiterschaft und der ihr nahestehenden Vereinigungen kein unbekannter. Für manchen Ausflug ist ihm der Auftrag zuteil geworden, mit seinem Kraftwagen Personen zu befördern. Auch die im Transport und in der Expedition stehenden Interessenten und Arbeiter haben dem jungen Burschen manchen Dienst erwiesen. Diese Handlungsweise gegen die vitalsten Interessen der Arbeiterschaft aber wird man sich von Friedrich Wulf für alle Zeit merken müssen.

Deutscher Verkehrsbund
Ortsverwaltung Lübeck

„Reisen und Wandern“

Ausstellung in Dresden

Im Beisein des Reichsministers Severing und vieler Vertreter staatlicher und städtischer Behörden, der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie wurde die 8. Jahreschau Deutscher Arbeit „Reisen und Wandern“ eröffnet.

Genosse Severing betonte in seiner mit viel Beifall aufgenommenen Rede die gesundheitliche und kulturelle Bedeutung des Wanderns und brachte in vornehmer Form die Forderung nach vermehrter Freizeit für alle Schaffenden und Verbilligung des Reisens an. Den Schluß der Feier bildete ein Festspiel von H. Zerlaufen, das durch die Mitwirkung von Kräften des Stadttheaters einen künstlerischen und durch Darstellung der verschiedenen deutschen Volkstrachten einen farbigen und die ganze „Feier“ belebenden Anstrich erhielt.

In der Reihe der Ausstellungen, die wir in Dresden zu sehen bekamen, darf man diese Schau — obwohl auch sie wieder eine Spezialausstellung ist — als eine der volkstümlichsten bezeichnen. Sie will den einzelnen unter uns und damit zugleich die Gesamtheit unseres Volkes an einem Naturtrieb paken: am Erlebnisdrang. Die Magie, die Romantik des Wanderns soll eine kulturelle, künstlerische und volkswirtschaftliche Prägung erhalten. Werbung ist das vornehmste Element dieser Ausstellung. Werbung in doppelter Sinne: In Bewegung-Setzen des einheimischen Reiseverkehrs und In-Land-Bringen des Ausländerverkehrs. Neben der volkswirtschaftlichen Bedeutung also zugleich eine eminent politische: Verständigung der Völker untereinander, Kennen- und Lieben-Lernen, geistiger Austausch und Friedenssicherung.

Drei große Gruppen (mit vielen Untergruppen) gliedern die Ausstellung in die deutsche Heimat. Hier wird an vielen Bildern, Photos, Dioramen (Sachsen am laufenden Band), Modellen und Reliefsarten, auf viele, oft stimmungsvolle, farbig fein und in wohlhabenderer Gliederung aufgemachte Räume und Kojen verteilt, die Schönheit des deutschen Landes dem Besucher vor Augen geführt. Es sind gewiß sehr gut gelungene Bilder, Winkel und ganze Hallen dabei, doch mit Ausnahme von Mitteldeutschland, das durch seine gigantische Photomontage der größten Städte jedem Besucher unvergeßlich bleiben wird, ist hier mit den Mitteln veralteter Ausstattungslehre ein modernes Problem zu gestalten versucht worden, das eben nicht in die alten Formen paßt. Es fehlen in der schönen Landschaft aber nicht allein die Ideen zur Verlebendigung des toten Stoffes, sondern auch die Menschen. Es fehlt das Leben, das Blut, das all diese Schönheiten erst warm durchpulst.

Besser, lebensnaher sind die beiden anderen Hauptgruppen der Ausstellung aufgemacht: Das Wandern. Die Reise. Große Organisationen aller Arten des Wanderns geben Material ihres Wirkens. Die soziale Seite des Wanderns (vom ATGB bearbeitet), die Wirkungen des Wanderns auf Körper, Geist und Gemüt, eine Musterjungenherberge finden anschauliche und prägnante Ausstellungen.

Von den Annehmlichkeiten des Reisens wissen in lebendiger und eingehender Weise die großen Verkehrsvereinigungen zu berichten. Mit einer Sonderchau (Reisen eini und jetzt) ist die Reichsbahn vertreten, eine moderne Schnellzuglokomotive und die neue optische Zugführung durch Lichtsignal sind die Höhepunkte der Schau.

Erfreulich, daß die Industrie diesmal nur einen verhältnismäßig kleinen Anteil hat und daß das üble „Bergmännchen“ vom Ausstellungslande getrennt ist.

Unzweifelhaft wird die Ausstellung viel Erfolg haben, bietet sie doch jungen und alten Wandererfreuden viel Interessantes, Anregendes und Schönes. P. e. w.



Ein Roman von Johanna Komaromi. Aus dem Ungarischen übertragen von Alexander von Sacher-Masoch. Copyright bei der Südgilde Gutenberg.

(23. Fortsetzung)

Als mein Freund im Leben an diese Stelle gelangt war, hielt er inne. Und er wiederholte flüsternd, als hätte er unter alten, sehr alten Erinnerungen: ... Ich kann mit meinem jetzigen Leben einen Kopf nicht mehr klar denken.

Ich schweig. Er atmete tief und begann weiterzulesen: Und wenn es kein Scherz ist, auch dann kann ich Ihnen nicht böse sein. Weiden Sie unsere Stadt nicht! Ich werde mit meiner ganzen Kraft versuchen, Ihnen nicht zur Last zu sein. Aber ich möchte noch einmal mit Ihnen sprechen. Ich wäre so gar fähig, zu betteln, daß man Ihnen erlaube, auf ein paar Tage beimzufahren. Meine Eltern sind nicht so grauam, wie Sie denken. Sie könnten Ihnen sicher vergeben, weil Sie mich sehr lieben. Ihre einzige Freude wäre, wenn Sie mich glücklich sehen würden.

Aber nein, nein: es ist zu spät, hierüber zu reden. Sie mögen wissen, daß ich es Ihnen niemals, niemals verzeihen werde, mit einer solchen Kraft bereit zu haben! Ich war außer mir, vor Schmerz. Meine ganze Kraft war schlaflos, und ich weinte. Ich litt sehr, vielleicht haben auch Sie es gefühlt. Ich habe Sie so geliebt ...

Heute hielt ich es nicht mehr aus. Sehr habe ich in meinem Zimmer und habe alles geschrieben. Ich bin nicht mehr unter Aufsicht, aber was nun? Wer wenn auch ich zu behüten noch allezeit? Obgleich ich zuerst nicht antworten wollte und auch Marike verloren habe, mich Ihnen zu erwidern. Ich hätte nie geglaubt, daß ich einmal so leben würde! Ich weiß nicht, ob ich eine Antwort bekommen werde. Wenn Sie glauben, daß es mir keine Schmerzen bereiten würde, schreiben Sie bitte nicht. Auch das wird eine Antwort sein. Wenn Sie aber schreiben, sagen Sie mir nur das eine, daß Sie mich noch lieben und nicht verlassen wollen. Schreiben Sie es mir oft! Immer! Auch wenn es nicht wahr ist. Ein wenig Tage würde mein Leben erträglicher werden. Sie tun mir so leid. Ich möchte in Ihrer Nähe sein, um Sie zu trösten und noch einmal zu freudeln. Vielleicht würden Sie dann auch die nächsten Tage vergessen. Jetzt wo ich Ihnen noch schreiben darf und mir noch nicht für immer getrennt sind, möchte ich Ihnen, daß ich Sie sehr liebe. Teri.

Ich weiß nicht, wie oft ich diesen Brief durchgelesen habe. Aber ich erinnere mich, daß ich den ganzen Nachmittag damit

hinbrachte. Wir waren in vorweihnachtlicher Stimmung: die Teri ruhte seit Tagen. Dieser Brief brachte mich ganz außer Fassung. Teri hatte mir ja beizzeiten geschrieben, daß sie jetzt die Verlobung lösen werde. Und ich hat sie dennoch, das noch ein wenig hinauszuhalten. Zugegeben, daß es unrecht von mir war. Aber für alles nur mich verantwortlich zu machen, dazu hatte ich keinen Mut. Andererseits war auch ich im Recht, denn ich hatte Teri Mayer keinen Grund zu diesem bitteren Abschiedsbrief gegeben. Ich schrieb ihr doch, daß sie nur so lange geduldig auszuhalten solle, bis ich heimkommen kann. Ich war zu allem bereit. Und ich sah nicht ein, wozu diese große Verzweiflung gut war. Sie mußte doch fühlen, daß sie früher oder später mein Weis werden würde. Sie liebte mich doch so! Oder begann sie vielleicht gerade deshalb schon an sich selbst zu zweifeln?

Gerade antwortete ich nicht. Ich hätte auch nicht ewig, was ich schreiben sollte. Bis zum Mai konnte von einem Urlaub nicht die Rede sein, und würde ich jetzt wieder davon angefangen haben, dann hätte sie vielleicht geglaubt, ich wolle sie hinhalten. Ich dachte auch daran, daß ich in einem Brief ihrem Vater alles erklärte und brieflich um ihre Hand bat. Da aber trat Marthe dazwischen.

Denn natürlich schrieb auch sie. Ihr Brief war vier dicht-belegte Seiten lang, und mein treuester kleiner Kamerad verzäumte nicht, mir zu sagen, ich sei ihre größte Enttäuschung.

Wenn Sie dieses unglückliche Mädchen sehen würden! Ich hätte nie geglaubt, daß auch Sie nur so find wie die übrigen. Nun haben Sie sie über zwei Jahre eingehalten. Sie Kräftling!

Darauf hatte ich mir nichts zu erwidern. Einen Tag vor Weihnachten begann ich an Teri einen Brief zu schreiben, aber ich war am nächsten Tag noch nicht damit fertig. Ich mußte, daß sie mir von selbst nicht mehr schreiben würde. Und sie schrieb doch. Wie hätte sie mich auch an jenem Abend vergessen können, an dem jeder arme Soldat in Gedanken umarmt wurde von dem, der ihn liebte.

Im Heiligabend wurde in der Kommandantur ein großer Weihnachtsbaum aufgestellt. Hundert kleine Kerzen brannten auf den Tannenzweigen, und unter jeder Kerze lag irgendeine feimliche Erinnerung für die Offiziere. Ich erhielt zwei Briefe. Der eine war ein besorgter Gruß meiner Eltern und meiner beiden Schwägerin. Der andere war von Teri. Er war schon am Tage zuvor angekommen, aber an diesem Nachmittag hatte der Oberleutnant selbst die Post übernommen. Auf diese Weise sollte er seinen Offizieren für den Heiligabend ein wenig Freude bereiten.

Und abends fanden wir alle um den Weihnachtsbaum. Der Oberleutnant hielt eine kurze Ansprache, gedachte unserer Toten, unserer kämpfenden Heimat und unserer Leiden. Dann erhielt jeder sein kleines Geschenk. Zuletzt kam die Post an die Reihe. In Teris Brief war eine anpreislose kleine Karte mit folgenden Zeilen:

Ich kann nicht anders, ich muß am heutigen Abend an Sie denken. ... Sie aber gestört hätte, tragen Sie es mir nicht nach.

Unterschrift: keine.

Ich warnte mich ab und setzte mich in eine Ecke. Noch nie hatte ich so traurige Weihnachtsnächte erlebt!

Es war nahe an Mitternacht, als die Offiziere sich zerstreuten. Ich blieb allein mit dem Oberleutnant. Eine kleine verrostete Petroleumlampe rauchte auf dem Festisch. Der Alte stellte sich vor mich hin: Was hast du eigentlich?

Ich weiß es nicht, Herr Oberleutnant.

Na na! Was ist es denn? Natürlich nur, wenn du mir es sagen kannst. Er trat ans Bett und begann sich auszuleiden.

Ich blieb sitzen und begann zu sprechen. Ich mußte nicht lange ausholen: der Alte war über vieles orientiert mit Ausnahme der Geschichte der letzten paar Wochen. Während ich sprach, hielt er plötzlich mit dem Ausleiden inne. Erst hörte er neugierig zu. Als ich dort angelangt war, daß Teri nach Klausenburg fuhr, weil sie mir nur so schreiben konnte, drehte er an seinem Schnurbart: Na, sie ist ein solbathisches Mädchen, das ist nicht zu leugnen.

Als ich dann vortrug, wie sehr ich mich nicht entschließen konnte, da jeder leichtsinnige Schritt schwere Folgen nach sich ziehen konnte, zuckten seine Brauen in die Höhe: Das Leben ist kurz, man darf nicht philosophieren! ...

Und als ich schließlich beim heutigen Abend den Schlusssatz machte, sprang der Alte auf und begann unehört aufgebracht im Zimmer auf und ab zu gehen und zu schreien: Nun hör' einer, was du für ein unverstämter Kerl bist!

Er blieb vor mir stehen, mit verstränkten Armen! Ich werde dich sofort ohreigen, hörst du?

Ich versuchte ihm zu erklären, aber er schrie mich an: Aufhören, Kognake! Habe ich dich deshalb hier bei mir?

Ich schweig. Dem Allen tat es bereits leid, denn er schmeckte ein paar mal, dann sagte er milder: Ich schäme mich, daß ich so einen niederrächtigen Adjutanten habe! Mein Sohn, und er legte die Hand auf die Schulter, die Philosophie tötet, Hauptsache ist der soldatische Schmutz! Dir kann ich ja verraten, daß das Regiment in der zweiten Januarwoche an die italienische Front marschiert. Vor dem Abmarsch gebe ich dir zwei Tage Urlaub, und du wirst dich uns in Budapest wieder anschließen. Währenddessen fährst du heim und bittest um die Hand des Mädchens. Ueber diese Sache bringst du mir eine ordnungsgemäße Festätigung. Verstanden?

Jawohl, Herr Oberleutnant!

Es war mitten im Winter. Der Himmel war bleifarben wie ein ausgebreiteter Soldatenmantel. Um den Turm freisten Krühen mit lautem Krächzen, und vom Marktplatz aus sah ich zur Eisbahn hinüber. Junge Paare liefen über die ausgefrorene Dede.

Ich kam zur Mittagszeit an, lief in meine Wohnung und zog mich um. Am nächsten Abend mußte ich wieder fort, um gegen Mitternacht zu meinem Regiment zu stoßen, das ich mit dem Schnellzug vor Lemberg verlassen hatte. Ich schlug die Richtung zu Teris Haus ein. (Fortsetzung folgt.)

Rund um den Erdball

Flugzeugkatastrophen

Zwei Militärflugzeuge bei den amerikanischen Manövern verunglückt

Columbus, 18. Mai

Bei den Luftmanövern der Bundesarmee der Vereinigten Staaten stürzten zwei Flugzeuge, offenbar nach einem Zusammenstoß, aus über 4500 Meter Höhe brennend ab. Ein Leutnant, der sich in dem Flugzeug befand, wurde getötet. Er blieb mit dem Fallschirm, in dem er abspringen wollte, am Flugzeug hängen. Das Flugzeug selbst schlug hinter einem Wohnhaus auf und setzte eine Garage in Brand. Der Pilot des anderen Flugzeuges sprang mit dem Fallschirm ab. Er wurde schwer verletzt. In dem Manöver nahmen 104 Flugzeuge teil.

Flugzeug in die Donau gestürzt — Zwei Tote

Budapest, 18. Mai

Es gilt als sicher, daß der Pilot und der Passagier bei dem Absturz des Flugzeuges in die Donau den Tod gefunden haben. Einer weiteren Meldung zufolge tauchte einige Zeit nach dem Unfall im Wasser der Pilotensitz auf, auf dem sich blutige Fleischstücke befanden. Es wurden Pioniere mit der Suche nach Flugzeugteilen beauftragt, doch konnte bisher nur ein Flügelteil geborgen werden. Der in der Luft losgetrennte Flügel fiel auf die Csepel Insel.

Die Ungarische Luftverkehrs A.-G. teilt mit: Das einmotorige Fokker-Flugzeug, das die Bezeichnung HMW 3 hatte, ist heute unter Führung des Piloten Franz Kreiter mit einem Passagier und einer Ladung von 230 Kilogramm fahrplanmäßig um 17 Uhr nachmittags in Wien gestartet. Abends 18 1/2 Uhr stürzte es aus bisher nicht genau festgestellter Ursache in der Höhe der Csepel Halbinsel ab und ging in der Donau unter. Von einer Rettung konnte keine Rede sein, da der Motor im Augenblick der Berührung mit der Wasseroberfläche explodierte und unterging. Der Passagier war der 25jährige Zahnarzt Hubert Hoffert aus Linz, der ebenso wie jeder Passagier der Gesellschaft auf 35 000 Pengö versichert war. Die eigentliche Ursache des Unfalles wird erst eine spätere genaue Untersuchung feststellen können.

Eine 83jährige Mörderin

Vor dem Schwurgericht in Nizza wurde ein seltener Fall verhandelt. Eine 83jährige Millionärin, die Witwe Louise Poriois, stand unter der Anklage, ihre 60jährige Dienstmagd ermordet zu haben. Trotz ihres großen Vermögens sah sich die Greisin vor Gericht kaum satt und mutete ihrer Dienstmagd zu, sich mit den gleichen Quantitäten zu begnügen, deren sie bedurfte. Es wurde durch Zeugnisaussagen erwiesen, daß die Dienstmagd dem Trunk ergeben und — mehr aus Mangel an ausreichender fester Nahrung — oftmals berauscht war und dann mit ihrer Herrin in Streit geriet. Eines Tages sah sich die Herrin genötigt, ein Glas nochmals zu reingießen, weil sie es nicht sauber genug fand. Darob Jank, in dessen Verlauf die alte Dame mit einer Gartenhüte auf die Magd einschlug, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Frau Poriois ist jedoch keineswegs schwachsinzig. Sie stellte sich dem Gericht als eine vornehme, würdige Dame vor, der man gern das Märchen geglaubt hätte, die Tat sei von einem Einkreuzer begangen worden, der sie mit einem Beil bedroht und allerhand Gegenstände mitgenommen habe. Es kamen dann eine Anzahl, teilweise über 90jährige Zeugen: ein ehemaliger Pariser Advokat, 93 Jahre alt, berichtete mit erstaunlicher Klarheit über seine Beobachtungen im Hause Poriois. Er wurde alsogleich in den Schatten gestellt durch eine 93jährige Frau, die mit beinahe jugendlicher Sicherheit an die Schranke trat und den angebotenen Stuhl ablehnte. Auch sie berichtete mit Feuereifer alles Gute von ihrer angeklagten Freundin, die sie seit 75 Jahren kenne. Leider war deren Schuld so offenbar, daß selbst der Verteidiger nur auf Totschlag im Affekt plädierte. Frau Poriois wurde zu fünf Jahren Gefängnis — in Anbetracht ihres hohen Alters unter Strafaufschub — und dann zu 50 000 Franken Schadenersatz an die Familie ihres Opfers verurteilt. Diesmal wurde sie zusammen, denn sie war an ihrer schwachen Seite getroffen.

Ein Dubeinstück und seine Folgen

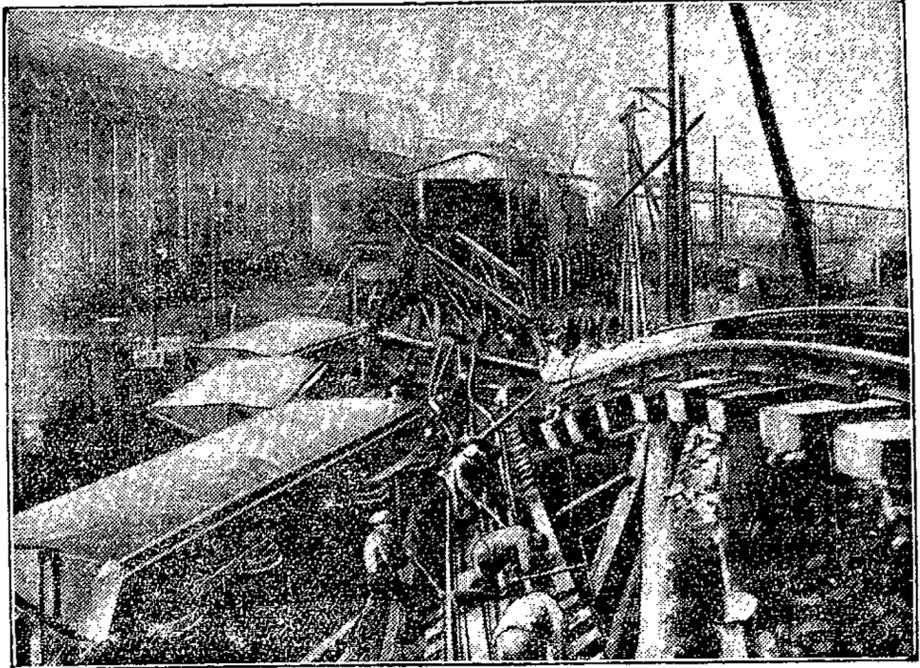
Verhängnisvolle Folgen hat ein Scherz gehabt, den sich ein Wihbold überflüssiger Sorte kürzlich auf Kosten einer angesehenen Familie in Malag geleistet hat. In die Adresse des Familienoberhauptes war ein Paket gelangt, dessen Inhalt sich zum Entsetzen der Anwesenden als ein kleiner Sarg entpuppte auf dem die Namen der Familienmitglieder mit dem Datum ihres jeweiligen Ablebens verzeichnet waren. Der Vater nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er erkrankte und im Verlaufe weniger Tage starb. Da der Tag seines Ablebens mit dem von dem üblen Wihbold angefügten Todesdatum übereinstimmte, so sehen die anderen Familienangehörigen in banger Sorge dem Tage entgegen, der ihnen als Todesstag verkündet wurde. Die Polizei ist bemüht, dem Abjender auf die Spur zu kommen. Ob der unbekannte Abjender des „Geschenkens“ freilich gegen die Gesetze verstoßen hat, ist sehr zweifelhaft. Wenn man ihn nicht bestrafen kann, so wird seine Feststellung aber wenigstens zur Beruhigung der Familie beitragen.

Ein Kindertheater in Chile

Der Magistrat von Santiago hat beschlossen, ein großes Theater für Kinder zu errichten. Der Bürgermeister begründet in einer Bekanntmachung dieser Beschluß damit, daß trotz der Zensur der Bühnen- und Filmstücke unterworfen sind, die Eltern nicht sicher sein können, daß ihre Kinder feils wertvollen Vorstellungen heimzukehren werden.

Man will mit besonderer Sorgfalt Werke chilenischer Autoren auswählen, die geeignet sind, in den Kindern die Liebe zu allem Guten und Schönen zu wecken. Für Kinder armer Familien sollen öfters Vorstellungen mit freiem Eintritt veranstaltet werden.

Bergwerksunglück im sächsischen Braunkohlenrevier



Auf der Grube „Dora Helene“ bei Bobstädt brach eine Förderraumbrücke zusammen. Ein beladener Zug stürzte in die Tiefe. Trotz der Größe des Unglücks war nur ein Todesopfer zu beklagen.

Verurteilter Arzt

Ein Chemnitzer Arzt wurde vom dortigen Amtsgericht wegen fahrlässiger Körperverletzung zu 100 RM. Geldstrafe verurteilt. Er hatte die Armverletzung einer 64jährigen Frau falsch behandelt. Diese Frau war im Jahre 1927 gestürzt, wobei ihr der rechte Arm auslugelte. Der Arzt nahm an, daß es sich um eine Prellung handle. Er verschrieb der Frau ein schmerzstillendes Einreibemittel. Die Umschläge, die die Patientin machte, blieben erfolglos. Daraufhin konsultierte sie nochmals den Arzt, der neue Einreibemittel anordnete. Ein ganzes Vierteljahr lang kam die Frau immer wieder zu dem Arzt, bis dieser in Urlaub ging und sie an seinen Vertreter verwies. Dieser nahm eine gründliche Untersuchung vor, konstatierte eine veraltete Ausstülpung des Armes und schickte die Frau in ein Krankenhaus, wo sie mehrfach operiert werden mußte. Der Arm der Frau ist jetzt um zehn Zentimeter kürzer als früher; sie kann ihn dazu nur ganz wenig bewegen. In der Urteilsbegründung wies das Gericht darauf hin, daß eine sofort vorgenommene Einrenkung des Armes nicht zu den eingetretenen Folgen geführt hätte. Es sei eine Fahrlässigkeit, daß der Angeklagte keine Röntgenaufnahme machte oder machen ließ.

Warum Onkel Sam?

Wie ist der Amerikaner gerade zu dieser Personifikation gekommen? Eine Klaunderer in einer amerikanischen Zeitschrift gibt darüber Aufschluß. Viele der bekanntesten Ausdrücke in der amerikanischen Politik verdanken ihren Ursprung gewissen Scherzen, die erst in einzelnen Gegenden bekannt waren und sich dann über das ganze Land verbreitet haben. Heute gibt es z. B. in Amerika keine Wahl, bei der nicht ein triumphierend krähenber Schnitzwerk eine Rolle spielt. Mit ihm hat es folgende Bewandnis. Es gab einmal im Staate Indiana einen eifrigen Politiker namens Chapman. Er war in der ganzen Gegend bekannt wegen seiner glänzenden Fähigkeit, das Krähen des Schnitzwerks zu imitieren. Wenn nun seine Partei einen Sieg errufen hatte, pflegte er ein besonders schönes Triumphkrähen anzustimmen. Eines Tages schickte jemand einer Zeitung in Indiana eine Bemerkung über Chapmans Schnitzwerk. Der Schnitzwerk machte nun seine Runde durch die gesamte amerikanische Presse und gewann bald nationale Popularität. Ein ähnlicher Fall spielte sich einmal im Staate Massachusetts ab. Dieser hatte damals einen Gouverneur namens Gerry, der ein fabelhaftes Geschick besaß, die Wahlbezirke geometrisch so abzugrenzen, daß seine Gegner immer fallen mußten. Einmal erklärte er in einer Versammlung der Redner, daß einer dieser schönen Wahlkreise aussehe wie ein Salamander. Da erfolgte der Zwischenruf: „Nein, Gerrymander“. Seitdem ist dieses Wort in Amerika viel gebraucht worden, wenn es galt, eine raffinierte Wahlkreiseinteilung zu kennzeichnen. Einem ähnlichen zufälligen Scherz verdankt auch „Onkel Sam“ seine Entstehung. Der historische Onkel Sam hieß Samuel Wilson und war während des Krieges um 1812 Aufseher eines Regierungsmagazins. Die Waren, die bei ihm eingeliefert wurden, trugen nun als Regierungsgut gewöhnlich die Bezeichnung U S (United States). Aber ein Arbeiter verstand diese Abkürzung nicht und fragte, was sie bedeute. Wilson erwiderte lachend: „Onkel Sam Wilson“ (Onkel Sam Wilson). Dieser Scherz ging von Mund zu Mund, kam bald in die Presse, und so ist „Onkel Sam“, wie die Zeitschrift feststellt, die „Personifikation des Genius des amerikanischen Schicksals“ geworden.

Immer mehr Giftschrecken in Cleveland

Bei der Explosionskatastrophe in der städtischen Klinik in Cleveland konnten zahlreiche Verwundete nicht rechtzeitig in ärztliche Behandlung genommen werden. Man befürchtet 70 weitere Todesopfer.

Schlafzimmer zum Grauen

Eine englische Zeitschrift, die sich mit den wechselnden Moden in der Einrichtung der Schlafzimmer beschäftigt, erzählt bei dieser Gelegenheit von einigen merkwürdigen Ruhegemächern, die in einer Weise ausgestattet sind, daß sie auf gewöhnliche Sterbliche gewiß abschreckend, wenn nicht grauenerregend wirken mögen. So wohnt in Liverpool eine alte Dame, die die Wände ihres Schlafzimmers mit den Todesanzeigen ihrer Verwandten und Freunde tapeziert hat. Auf einer Kommode steht eine seltsame alte Uhr, ein kleines Meisterwerk in seiner Art. Unstündlich öffnet sich an der Vorderseite dieser Uhr ein Türchen, ein Leichenzug tritt hervor, der langsam und leise in einem Halbkreis einherzieht, um dann wieder zu verschwinden. Gleichzeitig ertönt eine kleine Glocke mit jenem klagenden Klang, der an das Armlünderglöcklein erinnert, das den zum Tode Verurteilten auf dem Wege zum Schaffot läutet. Etwas düster ist die Phantastik eines reichen Schotten, dessen altertümliches Bett mit in Holz ausgehöhlten Engelsfiguren verziert ist. Die vier Wände des Zimmers sind mit Bibelprüchen besetzt, und über dem Bett hängt eine Reihe von Gemälden, die den Tag des jüngsten Gerichts darstellen.

Der entlöbliche Buchumschlag

Dion Feuchtwanger hat die Freude, einer der gefeiertsten und begehrtesten deutschen Autoren in England zu sein. Seine Bücher haben drüben gut eingeschlagen. So sehr, daß sein englischer Verleger der üblichen Ausgabe seiner „Häßlichen Herzogin“ die billige für die breite Masse folgen lassen kann. Aber dem Verleger passierte ein kleines Mißgeschick. Er dachte sich sicher nichts Uebles dabei, als er das äußerst wirksame Porträt der Margarete Mautsch und Quentin Metjns — um 1530 gemalt — auf den Schutz- und Kellameumschlag der billigen Ausgabe setzte. Dieses berühmte Porträt des Flamen von der häßlichen Herzogin behagte nun aber den englischen Sortimentkollegen des Feuchtwangerischen Buchverlegers ganz und gar nicht. Sie finden es — „unrefined“. Dagegen kann man nichts machen. Guizubehagen jedoch ist durchaus nicht die Folgerung, die diese Kollegen vom Sortiment ziehen: sie konfiszieren das Buch — dieses Umschlags wert. Das bedeutet die Zensur durch das Sortiment. Aus geschäftlichen Gründen wird sich der englische Verleger wahrscheinlich in diese Bevormundung schicken und rasch einen anderen Umschlag für die Volksausgabe drucken, einen Umschlag, den die Zensoren vom Sortiment dann vielleicht „refined“ finden werden.

Wieder Jugunlück in Bayern

München, 21. Mai (Radio)

In der Nacht vom Freitag auf den Samstag fuhr in der Nähe bei Heidingfeld (Unterfranken) ein Personenzug auf den Teil eines abgerissenen Güterzuges auf. Acht Güterwagen entgleisten. Zwei Personen wurden leicht verletzt. Der Sachschaden ist beträchtlich.

Die Frau mit der Tabakspfeife

Aus Innsbruck wird geschrieben: Auf dem Lande ist die Unsitte des Rauchens bei den Bauersfrauen stark verbreitet, manche rauchen weit mehr als die Männer, viel leidenschaftlicher und andauernder. In der Umgebung von Innsbruck, im Außer-Rodener, auch im Unterinntal sieht man Frauen häufig mit der Tabakspfeife im Munde am Herde oder bei anderen häuslichen Arbeiten der Wirtschaft. Eine solche leidenschaftliche Raucherin starb dieser Tage in Riplern im Kleinen Walsertal. Der Tod überraschte sie in ihrem 90. Lebensjahre mit der Pfeife im Munde. Um ihr noch im Tode etwas Liebes anzutun, legte man ihr die Tabakspfeife, frisch gestopft, in den Sarg.

Zur Bereitung
von Suppen und Soßen

MAGGI'S
Fleischbrühe



Norddeutsche Nachrichten

Mecklenburg im Wahlkampf

Die Ziele des Einheitsbundes

Schwerin, 18. Mai

Die Verhandlungsführer der Deutschen Volkspartei, der Volkslisten, der Deutschnationalen und der Wirtschaftspartei haben nun endgültig beschlossen, zu den bevorstehenden Landtagswahlen eine bürgerliche Einheitsliste aufzustellen. Ihr Kampf gilt ausschließlich der Sozialdemokratie. Die grundlegenden Prinzipien wurden in diesen Thesen festgelegt:

- I. Bekämpfung des Sozialismus und Marxismus, deren Betätigung der Masse des mecklenburgischen Volkes das tägliche Brot nimmt.
- II. Die Erhaltung des lebensnotwendigen Unterhalts des einzelnen wird erblüht in einer scharfen Kampfstellung gegen links.
- III. Die Erhaltung der Privatwirtschaft und des Privatbesitzes, insbesondere die Wiederherstellung einer leistungsfähigen Landwirtschaft, mit der im Agrarlande Mecklenburg auch die übrigen Wirtschaftszweige und Berufsstände letztlich auf Gedeih und Verderb verbunden sind.
- IV. Die Erhaltung der Familie.
- V. Die Erhaltung unserer Kultur und unserer idealen Güter.
- VI. Die Sicherung der Zukunft Mecklenburgs und der Eigenart unserer mecklenburgischen Bevölkerung.
- VII. Die Erhaltung der Selbständigkeit Mecklenburgs.
- VIII. Sparsamkeit in der Verwaltung.
- IX. Die Wiederbeschaffung einer reinlichen und geordneten Verwaltung.

Mehr Blödsinn ging vorherhand nicht auf das Papier.

Hanfselbst

Hamburg. Betrug an Kolonialdeutschen. Das Schöffengericht verurteilte einen ehemaligen ostafrikanischen Kolonialdeutschen wegen Konkursvergehens, fortgesetzten Betruges und weiterer Verfehlungen zu zwei Jahren Gefängnis. Der Angeklagte hatte wie viele andere seine Besitzungen im früheren Deutsch-Ostafrika verloren. Er versuchte, sich dafür schadlos zu halten, indem er alte Kolonialfreunde um über ein- einhalb Millionen Mark betrog. Man räumte dem Angeklagten, in dessen Fähigkeiten großes Vertrauen gesetzt wurde, zahlreiche Kredite ein. Für diese Kredite erhoffte man sich die Entschädigungen, die die amtlichen Stellen ablehnten.

Entscheidender Sieg der freien Gewerkschaften bei den Eisenbahnern

Kommunisten in den Betriebsrätewahlen geschlagen

Hamburg, 20. Mai

Am 13. und 14. Mai fand im Bereich der Ortsgruppe Groß-Hamburg des Einheitsverbandes der Eisenbahner Deutschlands die Betriebsrätewahl bei der Reichsbahn statt. Sie hatte folgendes Ergebnis:

Bei insgesamt 6027 Wahlberechtigten beteiligten sich an der Wahl 5316 Personen. Dabei wurden 131 ungültige Stimmzettel abgegeben, so daß insgesamt für den Bezirks- und Hauptbetriebsrat 5185 gültige Stimmen verzeichnet werden können. Davon erhielt der Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands 4619 Stimmen; ferner wurden abgegeben für die christliche Gewerkschaft deutscher Eisenbahner 235 Stimmen, für den Christlich-Deutschen Allgemeinen Eisenbahner-Verband 31 Stimmen und für die sogenannten revolutionären Listen 253 Stimmen.

Die Mandate zu den örtlichen Betriebsräten auf den 64 Dienststellen verteilen sich danach wie folgt: Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands 247 Mandate, Christliche Gewerkschaft deutscher Eisenbahner 3 Mandate, Christlich-Deutscher Allgemeiner Eisenbahner-Verband 3 Mandate, „Revolutionäre Opposition“ 1 Mandat.

Katastrophal ist die Niederlage der Kommunisten. Die KPD machte ungeheure Anstrengungen, um bei der Betriebsrätewahl Erfolge zu erringen und dann politische Befehle damit machen zu können. Das ist vollkommen mißglückt. In Tausenden von Flugblättern wurden die übelsten Beschimpfungen gegen den freigewerkschaftlichen Einheitsverband und gegen die Sozialdemokratische Partei verbreitet.

Bremer Bürgerschaft

Ha. Bremen, 17. Mai

Allgemein hatte man von der Bürgerschaftsitzung eine Art kommunistischer Sensation erwartet. Einmal fand der Einspruch des Senats gegen den Bürgerchaftsbeschlus über den gesetzlichen Maifeiertag in Bremen auf der Tagesordnung und zum anderen hatte man erwartet, daß die Kommunisten gegen das Verbot des Rotfrontkämpferbundes in Bremen Sturm laufen würden.

Solche Sensationen lagen zwar „in der Luft“, aber die Kommunisten fanden nicht den richtigen Dreh, um sie zu inszenieren. Gegen den von der bürgerlichen Senatsmehrheit beschlossenen Einspruch gegen den Maifeiertagsbeschlus sprach zunächst der von den Kommunisten herausgeworfene, jetzt „wilde“ Deifen. Aus Konkurrenzgründen gegen die „echten“ Kommunisten legte er die radikalste Platte auf und unter Heiterkeit des Hauses flagte die Einmännlichkeit die Sozialdemokratie der Wutschuld für die Berliner Vorkommisse an. Dem darauf folgenden „echten“ Kommunisten Heinks war damit das Konzept verborgen. Statt wie sonst mit der Sozialdemokratie, befaßte er

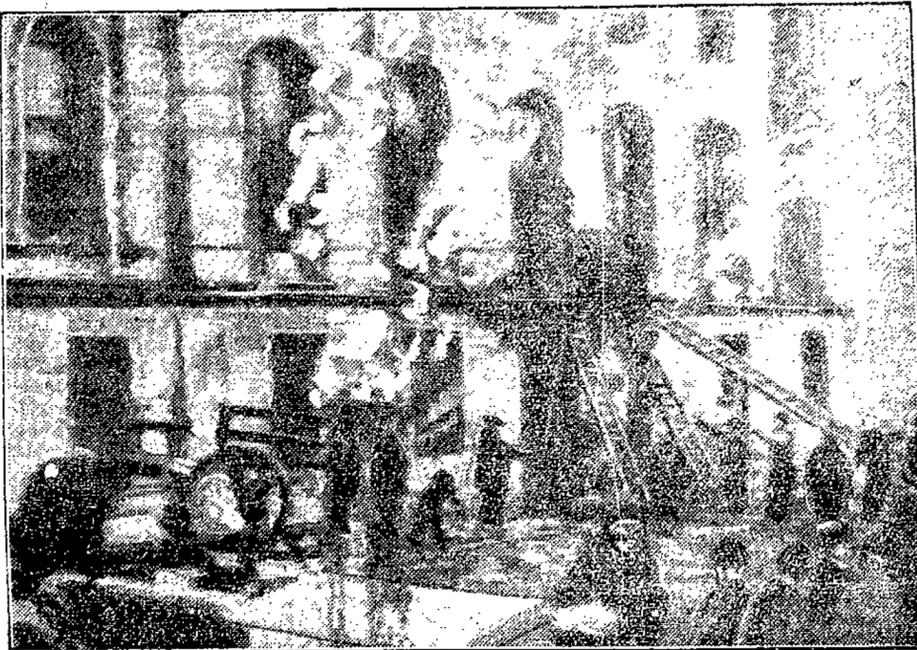
Von der Brand- und Giftgaskatastrophe in Cleveland (U.S.A.)

wo in der städtischen Klinik durch Giftgase, die sich aus explodierten Filmen und Chemikalien entwickelten, und durch Feuer 125 Personen umkamen und wenigstens ebensovielen verletzt wurden.



Ein heldenmütiger Retter

war der an der Klinik angestellte Arzt Dr. Crile. Im Augenblick der Explosion operierte er in einem dem Unglücksraum benachbarten Saale und eilte sofort den Verunglückten zu Hilfe. Trotz aller Gefahren rettete er mehrere Personen aus dem brennenden Gebäude. Später erhol er sich zur Hergabe von Blut für einige Gasvergiftete, die nur durch eine Blutübertragung gerettet werden konnten.



Ein Funkbild

das die Rettungsarbeiten der Feuerwehr zeigt.

sich jetzt eingehend mit dem „ehemaligen Parteifreund“. Da die Kommunisten noch einen Dringlichkeitsantrag auf Aufhebung des Bremer Rotfrontverbotes auf der Pflanze hatten, brachte ihr Sprecher einstweilen nur ein kurzes und leichtes Sprüchlein vor. Man wollte ja nachher auspacken. Die Kommunisten beantragten, auf dem vom Senat zurückgewiesenen Maifeiertagsbeschlus zu beharren. — Der sozialdemokratische Redner, Genosse Böhm, erklärte, daß die Sozialdemokratie auch in Zukunft für den Gedanken des 1. Mai als Feiertag eintreten werde. Im übrigen sagte er den Kommunisten beider Obervanz, daß sie eine Schandung der alten Sozialisten begehen, wenn sie ihr Rotfrontverbot auf eine Stufe mit Bismarcks Sozialistengesetz zu stellen wagen. Heute habe sich die Arbeiterklasse jene politischen Freiheiten erobert, um die unter Bismarcks Zeit opferreich, aber mit sauberen Waffen gekämpft wurde. Jedoch die Kommunisten mißbrauchen diese Freiheiten, um ihre innerlich zermürbte Partei durch verbrecherische Machinationen wieder auf die Beine zu bringen. — Der Beharrungsantrag wurde mit zwei Stimmen Mehrheit der Bürgerlichen abgelehnt.

Und dann sollte das kommunistische Spektakelstück steigen: der Dringlichkeitsantrag, das Bremer Rotfrontverbot aufzuheben. Die Kommunistenführer Taube redete zur Frage der Dringlichkeit. In weitem Bogen wollte er zum Thema „Blutschuld der Sozialisten“ ausholen und wollte die Harmlosigkeit der Rotfrontler schildern. Eine Weile hörte sich Präsident Dunkel die Geschichte an. Dann erfolgen zwei, drei Ermahnungen, nur zur Frage der Dringlichkeit zu sprechen. Taube aber ist in bestem revolutionärem Zuge und fängt an, ein ellenlanges Manuskript herunterzulesen. „Herr Taube, Sie reden nicht mehr über die Dringlichkeit. Ich entziehe Ihnen das Wort“, sagte der Präsident, worauf der Patentrevolutionär ein wenig murmelte und knurrte, sich aber im übrigen artig auf seinen Stuhl setzte. Die Dringlichkeit wurde abgelehnt und die „kommunistische Aktion“ wurde verpufft, ohne daß sie überhaupt begonnen hatte. — In einer von den Kommunisten eingebrachten Interpellation

wird der Senat um die Gründe befragt, die zum Rotfrontverbot geführt haben.

Angenommen wurde ein Vertrag zwischen dem preussischen und Bremer Staat, wonach Preußen für die Regulierung der Wüme auf bremischem Gebiet einen Kostenbeitrag von 100 000 Reichsmark zahlt. — Für die Regulierung der Wüme, an der Bremen, Oldenburg und Preußen beteiligt sind, wurden als erste Rate Bremens 125 000 Reichsmark bewilligt. — Beschlossen wurde eine Reihe finanzieller Notmaßnahmen für die bremische Landwirtschaft. — Nachdem die bürgerlichen Parteien über den „Luzusbau“ zweier dringend notwendiger Volksschulen gesammelt hatten, wurden als erste Rate 800 000 Reichsmark bewilligt.

Last Zahlen sprechen!

1928 wurden etwa 10 000 Meterzentner Bananen nach Oesterreich eingeführt, 1927 fast 20 000 und in der ersten Hälfte des Jahres 1928 bereits 16 000 Meterzentner im Werte von fast zwei Millionen Schilling.

Im Sommerhalbjahr 1928 studierten auf den deutschen Hochschulen 13 087 weibliche Studenten unter insgesamt 112 315 Studierenden, davon entfielen nur 466 auf die technischen Hochschulen, 746 waren Ausländerinnen.

In Deutschland sind 171 Theater in Betrieb, davon sind 20 staatl. und 59 städt.

Die Zahl der deutschen Pektierfarmen beträgt 37. In ihnen werden 317 Zuchttiere gehalten.

Im Jahre 1872 verurichteten die Pöden in Preußen 65 109 Todesfälle. Jetzt erreichen die Pödenkrankungen in Deutschland kaum 10 bis 12 Fälle im Jahr, die meist aus dem Ausland eingeschleppt sind.

Die Zahl der Ehescheidungen im Jahre 1927 erreichte 36 500, das sind 2344 mehr als 1926 und entspricht im Verhältnis zu der Gesamtzahl der bestehenden Ehen (13 Millionen) 2,78 Scheidungen auf 1000 bestehende Ehen.

In Deutschland kommen auf 1000 Automobile etwa 1800 Motorräder, in Amerika nur 7.

In den letzten 25 Jahren wurden in Europa 412 Künstler bei Theaterbränden getötet, in der gleichen Zeit verursachten Bühnenbrände einen Schaden von fast 26 Millionen RM.

In der Rheinprovinz befinden sich etwa 14 000 Fürsorgezöglinge in Erziehungsanstalten, 56 Prozent davon sind Knaben, 44 Prozent Mädchen.

Europa hat zwölf Millionenstädte, Amerika 10, Asien 9, Australien 2, Afrika nur 1; insgesamt gibt es also 34 Städte auf der Erde, deren Bevölkerung 1 Million und darüber beträgt.

In Schweden gibt es über 400 000 Rundfunkhörer, auf 1000 Einwohner kommen 65,8 Hörer.

Du brauchst doch wirklich nicht zu heulen

sagte der Mond zu dem Hund, der seinen Herrn nicht wiederfinden konnte. Such Dir einen ruhigen Platz und schlafe. Morgen steht's bereits in den kleinen Anzeigen des Lübecker Volksboten, daß Du entlaufen bist. Bald hat Dein Herr Dich wieder.

Continental

REIFEN

Riesenspielzeug im blauen Golf

Von W. Jilling

Wir sitzen auf der Terrasse, mein Quartierwirt und ich, rauchen unsere Pfeifen und lassen es Abend werden.

„Es war im Winter einundachtzig... er überlegt scharf... es kann auch zweiundachtzig gewesen sein, als ich meine erste Patrouille nach den Dafen ritt...“ Ich kenne die Geschichte. Monsieur nahm damals drei Reduktionen gefangen und wurde zum Unteroffizier befördert. Sein weißer Bart wallt kriegerisch, seine immer noch festen Hände, die den Spaten so energisch zu führen wissen, stoßen zum tausendsten Male dem widerpenigen Scheid ins Genick. Noch heute würde der Wüstenjahn ebenso sicher unter der Macht des Stoßes aus dem Sattel fliegen wie vor beinahe fünfzig Jahren. Der Alte erzählt so lebhaft, daß die Bank unter uns zum Araberhengst wird und bockt. Aber dann, unter der jähligen Wirkung der jarten Dämmerung, die die Küstgen der Berge immer ferner schließt, lenkt das Gespräch in friedlichere Bahnen. Monsieur entwickelt mir seinen Lieblingsplan: die Bewässerung der korinthischen Anbauflächen. Korzika ist ein wasserarmes Land geworden, seit Raubbau seine riesigen Wälder vernichtet hat. Sechs oder sieben Monate lang im Sommer fällt kein Tropfen Regen, die Felder verbleichen, man führt Gemüse und Obst vom Kontinent ein. Die kurzen Flüsse fließen aus dem Hochgebirge über Felsen nutzlos ins Meer.

Von unserem Sitz aus, hoch über der Stadt und dem Golf, übersehen wir das Land. Der Alte riegelt mit seinen Händen die Täler ab, baut im Geiste Staudämme, zieht Kanäle durch Sand- und Geröllstreifen und zaubert ein Paradies vor seine Seele. Nicht anders kann der alte Kapitän von seinen Projekten gesprochen haben, auch nicht würdiger.

Der Alte hat recht. Die Natur kommt seinen Plänen entgegen. Nicht viele Goldmillionen wären nötig, um seine Heimatinsel in einen fruchtbaren Garten zu verwandeln. Aber Paris hat kein Verständnis für diese Wünsche. Die Eingaben der korinthischen Deputierten und des Präfecten wandern nach wohlwollender Prüfung zu den Akten. Kein Geld, kein Geld, so tönt es als Echo zurück. Frankreich hat dringendere Kulturaufgaben zu erfüllen. Der Alte grämt sich, seine Worte klingen bitter.

Draußen auf dem Meere blinkt ein ungewohntes Licht auf. Wir erheben uns. Das Licht gleitet auf dem Wasser und beleuchtet eine schickende Schaumwelle. Es kommt näher. Wir erkennen eine schwarze Kammlinie, über die ein dunkler Topf gehüpft zu sein scheint. Ein Unterseeboot. In seiner Kiellinie folgen sieben weitere schwarze Küden. Sie gleiten um das Kap, um die Festung und suchen den Hafen Geheimlich, lautlos.

Seit Tagen harrten uns die Zeitungen den Besuch des Mittelmeergeräts an, das in der Nähe der Insel manövriert. Hier sind keine Verborgen.

Der Alte redet sich hoch. Das ist schon etwas: acht Unterseeboote auf einmal. Er kauft wie ein Jüngling ins Haus, um sein Bierglas zu holen...

Am nächsten Tage donnert und braust es in den Lüften. Große graue Kampffluger kreisen über dem Golf. Wie die vorgetriebenen Klübe von Wasserbällen, die sich auf den Wellen niederlassen wollen, sperren sich die Schwimmpolster unter den Klümpfen. Die hellen Kabellampen der Propeller blitzen in den Kurven. Doppelte Rotationsmotoren reißen die schweren Maschinen durch den Schliernebel.

Im Kreislauf der Kraniche suchen sie Land und See ab, zehn, zwölf, hundert vielleicht. Das Rot der Korarden schimmert wie Blut durch ihr graues Gefieder.

O ja, das traut man ihnen zu: viele Zentner Bomben an Bord zu tragen. Sie haben den tausendfachen Tod in ihren Fängen. Sprengbomben, Geschossen, je nach Befehl. Born aus dem Bug ragen graue Rohre. Maschinengewehre oder kleine Kanonen. Nun senken sie sich. Die Motoren wägen ihre Wut. Der bleigraue Speckel des Meeres zerplatzt in silberne Sprünge, wenn ihn die Schwimmer antreffen. Einmal unten, kriechen sie wie Wasserbienen durch's Wasser. Die Flügel werden vom Dunst anfaleszen. Man hört nur die geklitzten Leiber.

Niemand wird jemals ahnen, weshalb sie zu zweit oder dritt Karussell spielen, sich zanzend um die eigene Achse drehen, daß der Schaum flücht und so aufgeregt hin- und herziehen, bis sie sich endlich im Flughafen neben den Unterseebooten an kleinen Böjen vertäuen lassen.

Die Unterseeboote nebeneinander wie Heringe. In den Seiten, die vom Kommandosturm zu Heck und Bug spannen, hängt Motorölwanne zum Trocknen. Aus kleinen Lüften dampft es. Der Koch herriet den Pfefferküchelteller. Auf dem schmalen Deckreihen liegen Männer und können sich. Ubooteleben scheint nicht gemächlich zu sein.

Am Vortage stecken sich kleinere Dampfer in die Bucht und verfrachten sie im Hafen. Land- und Hilfsschiffe mit ab-

sonderlichen Deckaufbauten und Kränen. Man sieht es gleich: das ist der Trok, gebuldetes und doch notwendiges Beiwerk. Der Offizier, der sie besichtigt, kraucht sich keine Beförderungstorten mehr zu machen. Seine Kanakliste ist abgeschlossen. Er ist der Kuli unter seinen Kameraden, die über wirkliche echte Mordmaschinen gebieten.

Während wir Mittag essen, der Bissen bleibt uns im Halse stecken, kommen sie.

Langsam schiebt sich ein eisgrauer Sara durch das sonnenjunkte blaue Meer. Mit ausgebreiteten Armen steht ein schwarzer flächiger Nietenrost auf dem flach gewölbten Deckel. Das liegt sich vielleicht wie ein poetischer Vergleich, doch selbst der nüchternsten Natur wird dieser Beobachtungsturm mit den gespreizten Schenkeln, der fürperhäftigen Verdickung am Scheinwerferstand und den horizontal ausgefahrenen Kranstreben wie eine brutale menschenähnliche Gestalt erscheinen, die den Mord kommandiert, der hier in allen Möglichkeiten schwelgt.

Ein Schlachtschiff, ein schwerer Panzer. Gefasst übereinander die dopptrohrigen Kanonentürme am Bug und Heck. Zwischen den Schornsteinen Kanonenwerk. In den niedrigen Panzerflanken eingebuchtete Kanonenbetten.

Monsieur steht neben mir und meint, daß dieser Kasten in einer Viertelstunde die ganze Stadt Naccio mit ihren fünfundzwanzigtausend Einwohnern in ein Schutt- und Leichenfeld verwandeln könnte. Das wird schon stimmen.

Aber drei oder vier Torpedos aus der Vortraskammer eines U-Bootes, das sich heranzuschleichen weiß, lassen diesen Stahljarg in fünf Minuten abfaden, missamt den tausend Mann an Bord, die auf Widerstand sich des Lebens freuen. Noch wirkungsvoller sollen Fliegerbomben mit kombinierter Spreng- und Gasladung sein. Vielleicht fährt man uns das morgen mal vor. Der Panzer geht vor Anker. Monsieur sieht an verschiedenen Wimpeln und Flaggen, daß es sich um das Admiralschiff handelt. Wenn schon.

Kreuzer jagen in Kiellinie heran, hellgrau, geisterhaft. Wandervogel in ihrer schlanken Form mit hohen schneidenden Steven und niedrigem, fast an der Wasserlinie streifendem Hinterteil. Sie dürrten den Weltkranj mit manchem Schnellzugswagen. Jeder hat genug Maschinenträfte im Leib, um die Küder einer großen Industriestadt zu treiben.

Wunder der Technik? Wer wollte das leugnen. Zugleich

Das Haus der Gehirne

Ein menschliches Gehirn gibt 10 000 Schnitte. — Die Pathologisch-anatomische Abteilung. — Die Maus hat relativ das schwerste Gehirn. — Tier- und Menschenhirn

Schon an der Treppe des Hauses Magdeburger und Steglitzer Straße in Berlin vernimmt man den charakteristischen Geruch jenes Konservierungsmittels, mit dem in anatomischen Unitalen gearbeitet wird. Der Formalingeruch beweist, ich befinde mich im „Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung“.

Hätte ich — nach zahlreichen Besuchen — dieses Institut benennen sollen, hätte ich es als Impressionist

„Die Bibliothek der Gehirne“

genannt. Denn überall, in jedem Raum und Gang stehen Schränke mit Fächern für Abertausende von Gehirnpräparaten.

Jedes Gehirn wird, nachdem es in Formalin hart geworden und gewogen, beschriftet, fotografiert ist, in 4 bis 5 Stübe zerstückelt, um dann durch Mikrotome (eine Art Guillotine mit über halbmeterlangen Klängen) in Scheibchen von der Stärke von 20 Mikron (Mikron = 0,001 mm) geschnitten zu werden.

Ein menschliches Gehirn, im Durchschnitt 18 cm lang, gibt etwa 10 000 solche, durch das ganze Gehirn gehende Schnitte. Jedes Scheibchen ist nummeriert, und jedem läßt es sich ganz genau feststellen, aus welchem Teile des Gehirns es stammt. Gefärbt und auf Glas fixiert kommen sie in die Schränke. Nun ist jedes Gehirn ein Buch mit tausend Glasblättern. Will der Forscher etwa die Zirkeldrüse eines bestimmten Paralytikergerings sehen, braucht er nur aus dem Schrank G 36, das Präparat VII/6620 bis 1713, oder so ähnlich, heraus- und unter die Lupe zu nehmen.

Die technische Aufarbeitung eines Gehirns dauert über ein Jahr. Dann werden noch fast alle Schnitte vergrößert, fotografiert und zwecks Veröffentlichung vervielfältigt. Diese Arbeit benötigt eine große Zahl hervorragender Hilfskräfte.

Aus der ganzen Welt sendet man hierher Gehirne, menschliche aus Spitälern, tierische aus Zoologischen Gärten. Das Institut spielt eine einzigartige Rolle in der Hirnforschung der Welt. Dies ist dem Direktor Prof. D. Vogt zu verdanken. Unter seinen Titeln vertritt sich „Kaiser Wilhelm“ mit Lenin, ist er doch auch Direktor des von ihm eingerichteten „Lenin-Institutes für Hirnforschung“ in Moskau. Er ist zusammen mit dem verstorbenen Brodman der Schöpfer jener modernen Gehirnarztetik, die den Aufbau des Gesamtquerschnittes der Hirnrinde ergründen will.

Neben der Untersuchung der gebunden Gehirne spielt natürlich die der pathologischen eine gleichgeordnete Rolle. In der Pathologisch-anatomischen Abteilung wird unter Prof. W. Sieleschowskys Leitung die Beziehung zwischen Erkrankung und Gehirn untersucht. Bei zahlreichen Erkrankungen des Gehirns gelang es, eine eindeutige gehirnanatomische Ursache aufzuzeigen. Da die Differenzierung im Aufbau der menschlichen Hirnrinde nur durch Vergleich mit dem Zentralnervensystem der Tiere zu klären ist, unternahm Dr. Maximilian Rose die Arbeit, bestimmte Felder, z. B. das Riechzentrum, durch die ganze Tierwelt zu verfolgen.

Aus dem Anatomischen führen uns die Arbeiten des jungen russischen Forschers Dr. Timofeeff in das Biologische. In seinem Laboratorium sind in Brutröhren und auf Tischen in kleinen Glasröhren Zehntausende von winzigen Obfliegen. Es sind dies die berühmten Drosophila, infolge ihrer Kleinheit, Anpruchslosigkeit und raschen Vermehrung (der Zyklus von Ei zu Ei dauert 14 Tage, im Jahre geben sie 25 Generationen — beim Menschen würde dies 650 Jahre dauern) ein hervorragtes Objekt der Vererbungsforchung. Sie werden mit Äther narke-

zeugen der tollsten barbarischen Verwirrung im Schädelraum der menschlichen Vernunft.

Die Nacht fällt sich mit schwimmendem Kriegsgerät. Unter fetten Klirren. Kleine Boote schießen zwischen den Kolossen auf und ab. Mehrere große Panzer rollen ein. Zuletzt ein riesiges Flugzeugmuttergeschiff mit seitlich angewachsenem flachgedrücktem Schornstein. Man hält es für eine monströse Mißgeburt.

Ungeheure schwarze Qualmsäulen steigen, verzweigen sich und droffeln uns die Sonne ab.

Aus der Stadt hört man helles Geschrei. Die Kinder begrüßen begeistert den Einzug des Geschwaders. Sie singen. Es ist ein großer Tag für sie.

Es ist schaurig, ist es nicht auch schaurig-schön? Vollerde Maschinen faszinieren Kinder und Männer. Darin liegt ein Teil der Gefahr. Diese Schlachtschiffe, Kreuzer, Bombenflugzeuge sind gewiß die großartigsten Spielzeuge für Männer, die man sich denken kann. Alles dreht sich, Propeller, Geschütztürme, Steuerwerke. In allem kann man schrauben, hebeln, verstellen und wenn man will, kracht und schießt es aus allen Lufen.

Ein hiefiger Spielerei, hübsche Uniformen und großer Verdienst für die Lieferanten; daran ist schon was. Aber das Blut der Völker sollte ein wenig kostbarer sein, um daran zu verderben, denke ich bescheiden.

Nacht. Man hat Gelegenheit zu bemerken, daß Kriegsschiffe zugleich städtische Elektrizitätswerke sind. Neben meiner Petroleumlampe stelle ich das nicht ohne Bitterkeit fest. Das funkt und knirscht! Signalfischer blinken sich Befehle zu. Es sieht aus, als ob kokette Damen mit den Augen klapperten. Scheinwerfer zerlegen den Himmel, streifen bleich über Berge hin und blenden uns. Wir genießen die kostenfreie Illumination, Monsieur und ich.

Ich knüpfe an unser Gespräch an, das gestern die graue Unterseebootsnase gestört hat. „Die Baukosten für diese Schiffe, die vor uns liegen und die ja nur einen bescheidenen Teil der französischen Kriegsstotte ausmachen, würden genügen, um ganz Korzika mit Kasernen, mit Wasser und Kraft zu versorgen, nicht wahr?“

Monsieur lacht. Ein einziges Panzerschiff wiegt nach seiner Meinung den Wert seiner Kulturpläne auf. „Und? ...“ frag ich etwas ungeduldig als die Höflichkeit forderb.

„Und? ...“ der Alte zeigt mit erhabener Gebärde auf die anliegenden Spuk unter uns. „es gibt kein Und, sagt er feierlich. Schiffe und Armeen, das kommt vor allem anderen!“ Ich gehe stumm ins Haus.

listert und Dr. Timofeeff untersucht (ähnlich wie Prof. Krüger in seinem Arbeitsraum an Hummeln) Erbgesetzmäßigkeiten an ihnen.

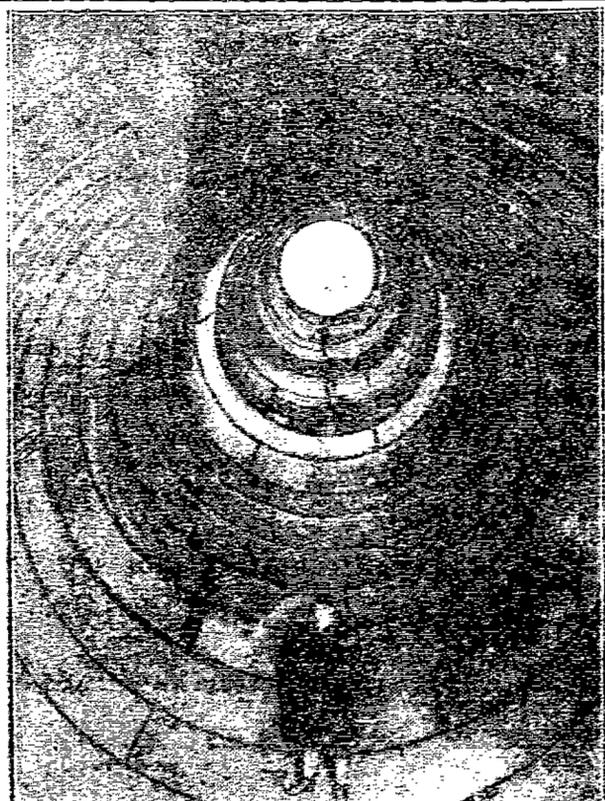
Zahlreiche bedeutende Entdeckungen haben die Arbeiten dieses Instituts gezeitigt. Doch liegt es in der Natur dieser strengen exakten Forschung, daß man sich Verallgemeinerungen, vorzuziehen oder gar romantischen Schlussfolgerungen, wie das heute in der Psychologie so große Mode ist, fernhält. Vieles, was man früher gläubig hinnahm, hat die systematische Arbeit zerstört. Die Eigenart, die Sonderstellung des menschlichen Gehirns im Tierreich ist nicht auf sein Gewicht zurückzuführen (absolut hat der Mensch relativ die Maus das schwerste Gehirn), auch nicht die Zahl der Gehirnwindungen gibt den Ausschlag. Der Delphin hat die meisten Windungen, und paradox ist es, daß von den Schnabeltieren die eine Art mehr Windungen als der Mensch die andere, wie auch einige Affen, gar keine Gehirnwindungen besitzt. Ausgezeichnet ist das menschliche Gehirn durch die große Zahl spezifisch menschlicher Felder. Wobei wiederum interessant ist, daß oft niedrige Tierarten eigentümliche Felder aufweisen die beim Menschen fehlen.

Feuerfeste Pflanzen

Auf den Steppen der Hochebenen an der Grenze von Oberasien und China findet man die Gräser mit sonderbaren wasserähnlichen Ballen bedeckt, die sich mit der Zeit von den Gräsern ablösen, zu Boden fallen und schließlich vom Wind weit weggeführt werden. In einem dieser Steppengräser (Stipa capensis angustifolium), das der Botaniker Handel-Mazzetti untersuchte, zeigte sich, daß die aus den Haaren der Blattcheiden und Blätter bestehenden Wollknäuel sehr stark kießsäurehaltig und dadurch feuerfest waren, daß sie selbst mehrere der dort sehr häufige Steppenbrände ohne Schaden überstehen konnten. Eine nicht weniger eigenartige Anpassung an die Hitze des Feuers beobachtete Prof. Abel an einer in den Föhrenwäldern von Florida wachsenden Fächerpalme, der Buchpalme (Serenia ferrulata), die als „Saw palmetto“ bezeichnet wird. Um Platz für Nahrungspflanzen zu gewinnen, werden diese Föhrenwälder von Zeit zu Zeit abgebrannt, doch gehen hierbei in der Regel nur die Föhren zugrunde, während der Fächerpalme der Buchpalmen, nur die scheinbar ist, da schon nach kurzer Zeit aus den Teilen der durch sengten Stämme wieder neue Palmblätter herausprossen. Während man die Pflanzen dann ungestört, so entwickelt sich ein neuer Bestand von Buchpalmen, der ebenso wie vor dem Brand als bald ein fast undurchdringliches Unterholzgebüsch bildet.

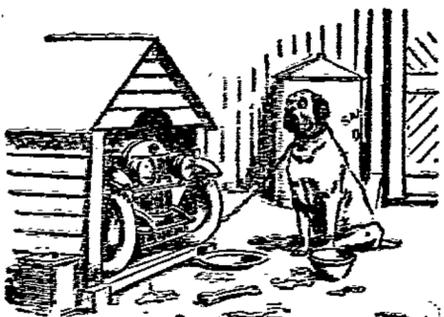
„Dein Paul“

Vor einem Berliner Zivilgericht war über das Testament eines verstorbenen Kaufmanns zu entscheiden, das lediglich in den Worten „Dein Paul“ unterzeichnet war. Eingemeldet sollte wohl die Schwester des Kaufmannes Meiner sein, jedoch das Testament als ungültig an und wies die Schwester mit ihren Anprüchen ab. In der Urteilsbegründung wurde gesagt, daß der Erblasser bei der Unterschrift den Namen wählen mußte, den er im Verkehr verwende. Darunter sei der Familiennamen zu verstehen. Eine Ausnahme sei nur für Künstler, Schriftsteller oder Krankenschwestern zugelassen. In diesen Fällen sei auch der Sondernamen als vertretbar anzusehen. Indessen würde eine große Rechtsunsicherheit entstehen, wenn man für ein Testament allein den Vornamen zulassen würde.



Das Schrauben-Kraftwerk in Irland

ein Riesenschiff deutscher Technik, steht kurz vor seiner Fertigstellung. Unter Bild zeigt einen Blick in eines der gewaltigen Druckrohre von 6 Meter Durchmesser, die den drei Turbinen mit einer Leistung von je 3500 PS das Betriebswasser zuführen. Das Kraftwerk am Glanaufließ in Irland wurde bekanntlich von den Siemens-Schubert-Werken mit deutschen Arbeitern erbaut.



Das Kleinmoto oder der gemüllerte Karo.



Trost

„Würdest du in deinem alten Abendkleid ins Theater gehen?“
„Auf keinen Fall!“
„Das tröstet mich — ich habe auch nur eine Karte besorgt.“
(Le journal amusant.)